

Liebe Leser,

die Vorlesungszeit des Semesters haben wir hinter uns gebracht, bald beginnen die Semesterferien. Für den einen bedeutet das noch, sich mit diversen Prüfungen herumschlagen zu müssen. Andere wiederum brüten schon wieder in der Bibio über unzähligen Büchern, um eine Hausarbeit zu verfassen. Doch ohne Vorlesung am Morgen und Seminare am Nachmittag bleibt auch mehr Zeit für andere Dinge. Zeit, um ein Praktikum zu machen, um Erfahrungen im möglichen späteren Beruf zu sammeln. Zeit, um während eines Auslandsaufenthaltes eine andere Sprache oder eine fremde Kultur besser kennenzulernen. Oder einfach mal wieder Zeit, um bei seiner Familie in der Heimat zu sein und den Alltag ein wenig zu vergessen.

All die Zeit, die wir aufbringen, verbringen wir auch in bestimmten Rollen. Ob nun als Student, als Praktikant, als Reisender, als Mitglied einer Familie. Dabei grenzt sich das eine nicht vom anderen ab, denn alles ist Teil unserer Identität und macht uns als Individuum aus.

Die Frage danach, wer wir sind, hat uns auch in der aktuellen Ausgabe beschäftigt. Identität ist unser aktuelles Thema.

Ob man diese auch messen kann, hat Tom am Institut für Soziologie nachgefragt. Hier läuft eine Untersuchung zum Thema »Wer bin ich?«, und auch Ihr könnt euch diese Frage im Heft beantworten.

Wie man sich selbst vorstellen oder besser gesagt verstellen kann, zeigt Julius Lukas in seinem Bewerbungsschreiben-Selbstversuch.

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel zweimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Julia Kloschkewitz (V. i. S. d. P.), Sabine Paschke

Redaktion: Konrad Dieterich, Julia Glathe, Susanne Johné, Tom Leonhardt, Julius Schröder, Julius Lukas, Yvette Hennig

freie Mitarbeit: Philipp Schreiner, Helena Werner
Layout: Tom Leonhardt, Julius Lukas, Julius Schröder

Titelbild: Susanne Wohlfahrt

Lektorat: Konrad Dieterich, Julius Schröder, Julia Kloschkewitz

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Passend zu dem Thema Identität hat sich Lena mit dem Buch »Wenn Ich ein anderer ist« des Soziologen Jean-Claude Kaufmann beschäftigt. Dieser erklärt, dass es so etwas wie eine Kernidentität nicht gibt, sondern der Mensch aus einer Vielzahl von »Selbsten« besteht.

Den Einfluss der Neuen Medien auf eine Person hat Sabine mit Dr. Florian Hartling besprochen, der in diesem Wintersemester ein Seminar zur Identität in den audiovisuellen Medien angeboten hat. Die Selbstinszenierung wirkt dabei besonders auf die Identität eines Menschen ein.

Im Bereich *hastuUni* setzen wir unsere Beratungsreihe fort. Dieses Mal hat Yvette Rat bei BAföG- und Mietstreitigkeitsfragen gesucht.

Am 20. März stehen die Landtagswahlen bevor, und die hochschulpolitischen Positionen der Parteien spielen für Studenten eine wichtige Rolle. Was die jeweiligen Sprecherinnen und Sprecher zu den Themen finanzielle Kürzungen, Zielvereinbarungen und zu der hohen Anzahl an Studienbewerbern sagen, hat Konrad nachgefragt.

In unserer Rubrik *hastuPause* stellt euch Philipp die Schauburg vor, die einmal das größte freie Theater Sachsen-Anhalts beherbergen soll. Außerdem sprach er mit Nico Käfer, dem Vorsitzenden des »Vereins zur Förderung der freien Kulturlandschaft Sachsen-Anhalts«, über das Projekt und die hallische Kulturlandschaft.

Wir wünschen Euch eine schöne vorlesungsfreie Zeit.
Julia und Sabine

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 26. Januar 2011

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft

03 Inhaltsverzeichnis – Was es diesmal zu lesen gibt

04 Wie funktioniert das eigentlich? – Neues Fach und trotzdem BAföG

05 Rechtsberatung mit Herz 2 – WG-Streitereien, sofortiger Auszug. Was tun?

06 Revolution mit Hindernissen – Das Deutschlandstipendium bringt Sachsen-Anhalts Hochschulen in Schwierigkeiten

09 Kulturelle Hochschullandschaft – Über die Kulturförderung des Studentenwerkes

10 Parteien zur Wahl – Fragen und Antworten zur Hochschulpolitik

13 Identität und Individualität – You can't always get what you want

14 Der Frage nach dem Ich – Der Versuch, etwas Abstraktes zu fassen

15 Selbstverstellung statt Selbstvorstellung – Wie man in Bewerbungen die eigene Identität konstruiert

16 Ich denke (über mich), also ... – Kann man Identität messen?

18 Wer bin ich? – So sehen sich hallische Studierende

20 Wenn ICH ein anderer ist – Eine Rezension zu Jean-Claude Kaufmanns neuem Buch

22 Wir alle spielen Theater – Wie beeinflussen Internet und Fernsehen unsere Identität?

24 Zwischen Atelier und Bibliothek – Eine Studentin zwischen zwei Hochschulen

25 Vita activa – Ein Fotoprojekt von Stefan Merseburger

26 »Ich will nicht jeden Mist spielen müssen« – Wie wird man eigentlich Schauspieler?

28 Andere Länder, andere Sitten – Der Unialltag in La Plata und Halle

31 Eine Bude zur Burg ausbauen – das fetzt! – In der Nähe vom Steintor soll ein neues, freies Kulturzentrum entstehen

32 »Staatliche Kultur bekommt zu viel Geld« – Interview mit dem Initiator der Schauburg

33 Survival of the poorest – Das *hastuzeit* Spar-ABC (M, N, O, P, Q, R)

34 Vorhang auf für ... – die Galerie fünf Sinne

34 Pinnwand – Was sonst noch wichtig ist

hastuUni



hastuInteresse



hastuPause



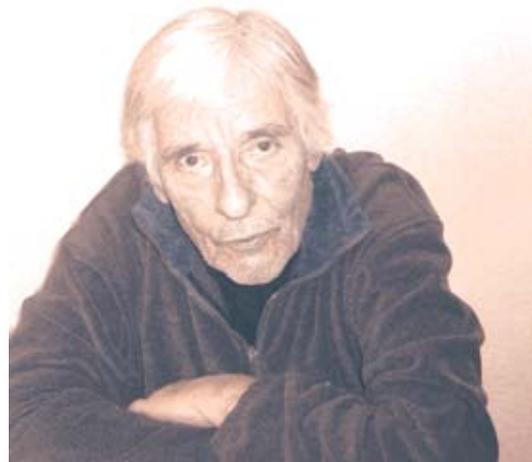
Wie funktioniert das eigentlich?

Beim BAföG durchzublicken, ist ein Kunststück.
Einer, der weiß, wie es geht, ist BAföG-Berater Jörg Kreutz.

Worauf muss ich bei einem Fachrichtungswechsel achten?

Bis zum Ablauf des zweiten Semesters muss bei einem Fachrichtungswechsel gar kein Grund angegeben werden. Man teilt dem Amt in diesem Fall nur mit, dass man sich umorientieren möchte, dann wird ein wichtiger Grund unterstellt. Im dritten Semester muss man bei der Begründung schon genauer sein. Man muss glaubhaft machen, dass man diesen jetzt vorgetragenen Grund nicht frühzeitiger erkennen konnte. Wenn etwa der Student der Rechtswissenschaft bereits im ersten Semester durch den kleinen Strafrechtschein gefallen ist, sich das im zweiten Semester wiederholt und dann im dritten merkt, dass ihm dieses Studium nicht liegt, unterstellt das Amt, dass er das schon früher hätte wissen müssen. Man sollte also unverzüglich wechseln. Der Studierende hat sich mit den Inhalten des Studiums auseinanderzusetzen und dann ist es auch möglich, bis zum dritten Semester zu merken, ob dieses Studium das richtige ist – schließlich ist das bereits die Hälfte des Bachelor-Studiums.

Vollzieht sich der Fachrichtungswechsel erst nach dem dritten Semester, muss ein sogenannter unabweisbarer Grund geltend gemacht werden. Dieser ist ganz schwer herzuweisen, denn er muss von außen auf den Auszubildenden eingedrungen sein. Das ist zum Beispiel der Sportstudent, der sich kompliziert den Knöchel bricht, oder der Chemiestudent, der bei dem Hantieren mit chemischen Substanzen erstmals eine Allergie entwickelt. Deswegen ist es ganz



Jörg Kreutz ist der ehemalige Chef des BAföG-Amtes in Halle.

wichtig, dass man sich spätestens im Verlauf des dritten Semesters absolute Sicherheit verschafft, ob das derzeitige Studium auch das richtige ist. Leider kommen die meisten erst, wenn sie schon einen Ablehnungsbescheid haben. Es ist wichtig, dass man sich bei streitigen Anspruchsvoraussetzungen frühzeitig durch persönliche Kontaktnahme mit dem BAföG-Amt oder dem BAföG-Berater informiert.

Bekomme ich im Auslandssemester BAföG? Wie finanzieren sich meine ausländischen Kommilitonen?

Das Auslandsstudium wird förderungsrechtlich bis zu zwei Semestern außen vor gelassen und fällt somit nicht in die Regelstudienzeit. Möchte ein ausländischer Student ein Auslandssemester bei uns absolvieren, wird es mit der Finanzierung sehr schwierig. Die sogenannten Bildungsausländer müssen nachweisen, dass sie zumindest die ersten zwei Semester finanziell abgesichert sind. Dies wird im Heimatland des Studierenden getan. Erst nachdem er einen Bürger gefunden hat, kann er hier studieren.

Wie kann ich reagieren, wenn mir meine Eltern den Unterhalt verweigern?

In solchen Fällen können Studierende eine Vorausleistung vom Amt für Ausbildungsförderung anstelle des elterlichen Unterhalts bekommen. Das Amt wird dann im Auftrag des Landes versuchen, diesen Anspruch zivilrechtlich einzufordern. Ein an dem Wohnort der Eltern befindliches Familiengericht bestimmt dann, ob und in welchem betragsmäßigen Umfang diese unterhaltsverpflichtet sind. Die Unterhaltspflicht der Eltern umfasst eine angemessene Ausbildung bis zu zwei Semestern über der Regelstudienzeit. Lässt man sich beim Studieren zu lange Zeit, kann der Ausbildungsanspruch verwirken. Es gilt das Gegenseitigkeitsprinzip. Eltern zahlen und der Studierende muss im Gegenzug Leistung erbringen. Die Eltern können auch verlangen, dass das Kind ihnen gegenüber die Leistung darlegt. Sie könnten zum Beispiel die Zahlung einstellen, wenn der Studierende seine Studienverpflichtungen so vernachlässigt, dass mit einem Studienerfolg in angemessener Zeit nicht mehr zu rechnen ist.

Text: Yvette Hennig
Foto: privat

- Infos zu den Sprechzeiten der BAföG-Beratung findet Ihr auf der Homepage des Studierendenrates:
<http://www.stura.uni-halle.de>

Rechtsberatung mit Herz. Folge 2

Was kann passieren, wenn man die Streitereien in der WG nicht mehr aushält und sofort ausziehen möchte? Rechtsanwalt Thomas Herz weiß Rat.

Mit welchen Problemen muss ich bei einem plötzlichen Auszug rechnen?

Leider hat der Gesetzgeber keine Regelung für studentische Wohngemeinschaften getroffen. Es gelten die Regeln wie für jeden anderen Mietvertrag auch. Wichtig ist, dass man den Mietvertrag, den man gemeinsam eingegangen ist, auch nur gemeinsam beenden kann. Bei einem Auszug kann es zu Unklarheiten über die Mietzahlung, Betriebskosten oder die Kautions kommen. Deswegen ist es umso wichtiger, dass man mit seiner Wohngemeinschaft vereinbart, in welchem Fall man Anspruch auf eine Freistellung von diesem Mietverhältnis hat. Im besten Fall hat man vorher eine Vereinbarung getroffen, die das Innenverhältnis der Wohngemeinschaft klärt. Man kann in einem Vertrag die Rechte und Pflichten jedes Einzelnen festlegen und diese Problemfelder klären.

Es gibt aber auch die Möglichkeit, dass jeder Mieter einzeln einen Vertrag mit dem Vermieter eingetht?

Richtig, das ist leider die große Ausnahme. Der Vermieter will das in der Regel nicht, da er dann nicht nur einen erhöhten Verwaltungsaufwand, sondern auch mehrere Gläubiger hat. Eine Besonderheit der studentischen Wohngemeinschaft ist, dass jeder Einzelne im Außenverhältnis zum Vermieter für die gesamte Miete haftet. Welche Vereinbarung im Innenverhältnis gilt, betrifft nur die Mieter. Der Vermieter stellt zum Beispiel die Betriebskosten der gesamten Wohngemeinschaft in Rechnung, im Innenverhältnis zählt dann aber der unter den Mietern verhandelte Verteilungsschlüssel.

Was passiert, wenn ich keinen Nachmieter finde?

Allgemein ist in der studentischen Wohngemeinschaft das Recht begründet, einen Ersatzmieter zu stellen. Wenn man als studentischer Partner der WG keinen Nachmieter gefunden hat, aber trotzdem ausgezogen ist, dann sagt die Rechtsprechung generell, dass die verbleibende Wohngemeinschaft die Kosten tragen muss. Darüber hinaus kann man, wenn man zum Beispiel nur vorübergehend abwesend ist, die Wohnung untervermieten. Dazu sollte man sich die Zustimmung des Vermieters einholen. Wenn er sich dem verweigert, kann man in der Regel erfolgreich dagegen klagen.

Haben meine Mitbewohner in diesem Fall kein Entscheidungsrecht?

Auch das ist ein Punkt, den man dann in der Vereinbarung zwischen den Mietern festhalten kann. Grundsätz-



lich gilt hier, dass Einigkeit bestehen muss. Das ist weniger mietrechtlich, sondern eher gesellschaftsrechtlich determiniert. Die Rechte und Pflichten ergeben sich dann aus dem Gesetz. Das ist in diesem Fall aber nur lückenhaft geregelt und ist auch für die einzelnen Mieter nicht immer interessengerecht. Es wird von der Rechtsprechung auch unterschiedlich beurteilt, mit welcher Kündigungsfrist man das Mietverhältnis beenden kann. Ob es dann die reguläre Kündigungsfrist im Hauptmietverhältnis ist oder man auch andere Kündigungsfristen gelten lassen kann und der verbleibende Mieter die Miete allein trägt. Das sollte man besser vorher regeln, als es ein Gericht entscheiden zu lassen.

Was gibt es bei der Erstellung eines solchen Vertrages zu beachten?

Es gilt grundsätzlich Vertragsfreiheit. Man muss nur aufpassen, dass man den Vertrag zwischen den Mietern nicht auf ewige Zeiten datiert oder sehr lange Kündigungsfristen vereinbart. In der Regel ist eine längere Frist als die gesetzliche Kündigungsfrist von drei Monaten schwerer zu begründen. Denn ein Festhalten am Vertrag kann auch gegen die Berufsfreiheit verstoßen, wenn etwa ein Mieter wegen Arbeitsaufnahme umziehen will. In solchen Fällen gibt es auch zivilrechtliche Möglichkeiten, wie man sich aus diesem Vertrag lösen kann.

Interview: Yvette Hennig

Foto: privat

- Der Studierendenrat bietet seit langem eine kostenlose Rechtsberatung für alle Studierenden an. Um diesen Dienst in Anspruch zu nehmen, müsst Ihr Euch vorher anmelden. Nähere Informationen findet Ihr unter:
<http://www.stura.uni-halle.de/rantrag/rantrag.php>



Revolution mit Hindernissen

Das Deutschlandstipendium soll die Studienfinanzierung revolutionieren. Vor allem von Unternehmen und Privatpersonen wird ein verstärktes Engagement gefordert. Doch die Zurückhaltung ist groß, was vor allem für die Hochschulen zum Problem wird.

Es ist kalt, und Christian wartet bereits. Seine Kapuze hat er tief ins Gesicht gezogen, weswegen man sein rotblondes Haar nicht erkennt. Durch seine Brille schaut er sich interessiert um. Obwohl er schon neun Semester in Halle studiert, hat er den Universitätsplatz noch nie gesehen. »Ich bin immer am Campus Heide-Süd, weil dort mein Institut ist«, erklärt er. Christian Herschbach ist 24 Jahre alt und studiert Physik. Von den etwa 50 Kommilitonen, mit denen er seinen Bachelor begann, waren am Ende noch 14 übrig, und er ist einer der besten von ihnen.

Seit Oktober 2010 bekommt Christian das Leistungsstipendium des amerikanischen Chemiekonzerns Dow. Für den 24-Jährigen sind die 500 Euro pro Monat eine große Erleichterung. Neben seinem Studium musste Christian von Beginn an arbeiten. Das BAföG und die Unterstützung seiner Eltern reichten nicht aus. Das hat sich nun geändert. »Durch das Stipendium konnte ich meine Stelle in einer Apotheke aufgeben und kann mich nun voll und ganz meiner Masterarbeit widmen«, freut sich der Physikstudent.

Vorbild Amerika

Geschichten wie die von Christian sind selten in Deutschland. Laut der 19. Sozialerhebung des Studentenwerks bekommen lediglich drei Prozent der 2,19 Millionen Hochschulstudenten ein Stipendium. Besonders im internationalen Vergleich ist das sehr wenig. Als Musterbeispiel gelten die USA. Die amerikanischen Studierenden müssen zwar

an fast allen Hochschulen Studiengebühren bezahlen, sie werden jedoch auch durch ein dichtes Stipendiennetzwerk unterstützt. Ein solches soll nun auch in Deutschlands aufgebaut werden.

Im September vergangenen Jahres startete deswegen ein Programm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, das dessen Ministerin Annette Schavan als »Revolution der Stipendienkultur« ankündigte. Mit dem Deutschlandstipendium sollen mittelfristig acht Prozent der Studierenden unabhängig vom elterlichen Einkommen 300 Euro pro Monat erhalten.

Mit den aktuellen Studierendenzahlen gerechnet, würden dann rund 175.000 Hochschulstudenten ein Stipendium bekommen, was 53 Millionen Euro pro Monat kosten würde. Diese enormen Ausgaben will der Bund zur Hälfte begleichen. Die anderen 50 Prozent sollen Unternehmen und Privatpersonen beisteuern – so verlangt es zumindest das Bildungsministerium.

Die Begründung dieser Forderung liegt für Ministerin Annette Schavan auf der Hand: »Ein Wissenschaftssystem verdient es, dass diejenigen, die studiert haben und heute gut verdienen, mit ihren Hochschulen solidarisch sind. Und die Wirtschaft wird mit ihrer Klage über den drohenden Fachkräftemangel nur Wiederhall finden, wie sie selbst bereit ist, frühzeitig in Talente zu investieren.«

Schavan und ihr Ministerium müssen allerdings die privaten Quellen nicht erschließen. Der Bund ist lediglich Geldgeber. Die Akquisearbeit sollen die Hochschulen er-

ledigen. Eine Aufgabe, die Schwierigkeiten mit sich bringt.

Völlig unrealistisch

Für die Martin-Luther-Universität kommt das Deutschlandstipendium definitiv zu früh. »Derzeit müssen wir uns erst einmal mit der Verwaltungsvorschrift auseinandersetzen, die ab dem ersten Januar gilt«, erklärt Ulf Walther. Dass zum Sommersemester die ersten Deutschlandstipendien vergeben sind, hält der Pressesprecher der MLU für unwahrscheinlich. »Noch haben wir niemanden zum Einwerben losgeschickt. Und auch wenn es soweit ist, wird es noch eine Weile dauern, bis wirklich Geld fließt«, meint Walther. Dabei müsste es 2011 bereits über 80 Stipendiaten an der Universität Halle geben.

Laut dem Bundesbildungsministerium sollen nämlich im nächsten Jahr 0,45 Prozent der deutschen Hochschulstudenten gefördert werden, bundesweit also 10.000 Studierende. Jahr für Jahr soll der Prozentsatz dann angehoben werden, so dass in der letzten Ausbaustufe acht Prozent der Hochschulstudenten ein Deutschlandstipendium bekommen. Die Martin-Luther-Universität müsste dann jährlich rund 2,55 Millionen Euro aus privaten Quellen einwerben. Auf die neun Hochschulen in Sachsen-Anhalt gerechnet sind es sogar 7,7 Millionen Euro.

Vor dieser Summe kapituliert auch Professor Armin Willingmann. »Diese Zahl ist aus heutiger Sicht völlig unrealistisch. Wenn nicht ein unvorhersehbarer Aufschwung einsetzt, dann ist das nicht zu schaffen«, stellt der Präsident der Landesrektorenkonferenz Sachsen-Anhalt (LRK) fest. Dabei startete das Deutschlandstipendium an seiner Hochschule gar nicht schlecht.

Fliesenleger als Stipendienggeber

Armin Willingmann ist Rektor der Hochschule Harz und bei ihm meldete sich bereits im Spätsommer 2010 ein Fliesenleger aus Quedlinburg, der zum ersten Stipendienggeber in Sachsen-Anhalt wurde. »Er hatte in der Zeitung vom Deutschlandstipendium gelesen und wollte sich nun beteiligen«, erzählt Willingmann, der in diesem Beispiel auch einen Trend unter den Förderern sieht. »Es melden sich vermehrt kleine Handwerksunternehmen bei uns. Das ist sehr schön, allerdings soll ja vor allem die Industrie Stipendien finanzieren und dann auch gleich in größerem Maße. Doch die fühlt sich bis jetzt noch nicht in der Pflicht.«

Von den großen Konzernen hat auch Dr. Simone Danek von der Industrie- und Handelskammer (IHK) Halle-



Christian Herschbach bekommt seit Oktober 2010 ein Stipendium vom Chemiekonzern Dow.

Dessau noch keine Rückmeldung zum Deutschlandstipendium. Sie ist für die Aus- und Weiterbildung bei der IHK verantwortlich und bestätigt den Eindruck des LRK-Präsidenten: »In unserer Region haben wir 95 Prozent kleine und mittelständische Unternehmen, die oft noch genauer schauen, wofür sie Geld ausgeben. Es mag große Betriebe geben, die es für die Region oder die Gesellschaft machen, aber die gibt es in nennenswertem Umfang auch erst ab einer bestimmten Wirtschaftskraft.«

Dass diese Wirtschaftskraft in Deutschland äußerst ungleich verteilt ist, sieht auch Professor Willingmann kritisch. Das Deutschlandstipendium unterstelle, dass überall in der Bundesrepublik einheitliche Lebensverhältnisse herrschten. »Besonders in Ostdeutschland hat man aber mit einer strukturschwachen Wirtschaft zu kämpfen. Die ist für ein solches Stipendienmodell nicht der beste Partner«, so Willingmann. In Sachsen-Anhalt lag das pro Kopf Bruttoinlandsprodukt 2009 bei 19.600 Euro. In Hamburg ist es mehr als doppelt so hoch. Trotz der anfänglichen Erfolge erwartet auch der Rektor der Hochschule Harz, dass sich nicht viele Unternehmen finden werden, die eine Förderung in Betracht ziehen. »Aus Erfahrung sind die bereits in der Drittmittelforschung sehr zögerlich. Bei dem Stipendium droht sich das zu wiederholen.«

Zweiklassengesellschaft der Fachrichtungen

Für Simone Danek kann das Deutschlandstipendium nur erfolgreich sein, wenn nachgebessert wird. Es müsse sich für die Unternehmen auch lohnen, Geld zu geben. Ein großer Nachteil sei, dass die Auswahl der Studierenden nicht von der Wirtschaft mitbestimmt werden könne. »Die Stipendiaten werden nicht von den Unternehmen ausgesucht, sondern von der Hochschule. Da braucht man erst einmal Betriebe, die unter dieser Bedingung Geld geben«, konstatiert Danek.

Nach derzeitigem Stand des Gesetzes sollen zwei Drittel der Deutschlandstipendien zweckgebunden vergeben werden. Der Stifter kann also bestimmen, in welchem Fachbereich die Förderung fließt. Über das verbleibende Drittel sollen die Hochschulen selbstständig entscheiden dürfen.

Dass dieser Verteilungsschlüssel notwendig ist, zeigt die Stipendienplattform *Ingenieuregesucht.de*, die von den Industrie- und Handelskammern Halle-Dessau und Magdeburg gegründet wurde. Ein Philosophiestudent hätte hier wenig Chance auf ein Stipendium, was auch Simone Danek zugibt: »Die Plattform richtet sich vorrangig an gewerblich-technische und naturwissenschaftliche Fachrichtungen, aber Betriebswirtschaftslehre ist auch dabei.«

Dieses Ungleichgewicht ist jedoch nicht nur auf die Fächer beschränkt. Es überträgt sich auch auf die Hochschultypen. Für Sachsen-Anhalt gibt die 19. Sozialerhebung des Studentenwerks eine Stipendienquote von 2,5 Prozent an. An den Universitäten bekommen aber gerade einmal 0,4 Prozent eine Förderung. An den Fachhochschulen sind es hingegen 6,7 Prozent.

Ein Lichtblick: Stiftung statt Porsche

Die märchenhaften Geschichten, die man aus den USA von Zeit zu Zeit hört, sind an den sachsen-anhaltischen und auch deutschen Hochschulen wohl nicht möglich. 2007 zum Beispiel schenkte ein anonymer Spender der University of Chicago 100 Millionen Dollar. Die Martin-Luther-Universität bekommt pro Jahr zwischen 1000 und 3000 Euro gespendet.

In diesem Jahr gab es jedoch einen Lichtblick. Im November wurde die nach ihrem Stifter benannte *Wolfgang-Lassmann-Stiftung* an der MLU gegründet. Ihr Ziel ist es, junge

Akademiker aus sozial schwachen Verhältnissen zu unterstützen und herausragende Abschlussarbeiten auszuzeichnen. Das Stiftungskapital beträgt 100 000 Euro.

Sein Geld zu stiften, hatte für Wolfgang Lassmann ganz persönliche Gründe. Im Krieg verlor er seine Eltern und sein Zuhause und gelangte über mehrere Heimaufenthalte in die *Franckeschen Stiftungen* nach Halle. »Dort hatte ich zum ersten Mal Kontakt mit der Universität und habe sie in mein Herz geschlossen«, erzählt der heute 72-Jährige.

Wolfgang Lassmann möchte mit seiner Stiftung auch etwas zurückgeben. Diese emotionale Verbundenheit zur Martin-Luther-Universität, aber auch Pragmatismus bewegten ihn dazu, 100 000 Euro zu spenden. »Ich hätte meiner Frau von dem Geld auch einen Porsche kaufen können, aber damit wäre sie sicher zu schnell gefahren«, meint er amüsiert.

Mehr Stifter wie Wolfgang Lassmann würden der Hochschullandschaft und auch dem Deutschlandstipendium helfen. Allerdings gibt der Wirtschaftsinformatiker sein Geld nicht, ohne einen Zweck zu verfolgen. Junge Akademiker mit einem schwachen sozialen Hintergrund sind seine große Zielgruppe, die durch die Fächerauswahl beschränkt wird. Nur Wirtschaftsinformatiker und Studenten aus den angrenzenden Bereichen Mathematik und Informatik kommen für eine Förderung in Betracht.

Nichtsdestotrotz zeigt die *Wolfgang-Lassmann-Stiftung*, dass die Finanzierung von Stipendien auch aus privaten Quellen möglich ist. Bis sie sich auch in Deutschland in nennenswertem Umfang etabliert, braucht es jedoch noch viel Zeit. Die USA haben auch deswegen ein so engmaschiges Stipendiennetz, weil Hochschulfundraising dort eine mehr als 100-jährige Tradition hat. Ob allerdings eine von der Politik initiierte Stipendienkultur erfolgreich ist, liegt vor allem an den Hochschulen, die große Schwierigkeiten bewältigen müssen. Die Revolution, die Annette Schavan mit dem Deutschlandstipendium anzetteln will, muss noch einige Hürden nehmen.

Die damit verbundenen Anstrengungen könnten sich allerdings lohnen, wie das Beispiel von Physikstudent und *Dow*-Stipendiat Christian Herschbach beweist. Ein Deutschlandstipendium zu Beginn seiner Hochschulzeit hätte ihn schon damals entlastet: »Dann hätte ich den Job in der Apotheke früher sein lassen können und mehr Freiräume für mein Studium gehabt.«

Text: Julius Lukas

Illustration: Susanne Wohlfahrt

Fotos: Julius Lukas, Tom Leonhardt

• Mehr Informationen zum Deutschland-Stipendium und alle Interviews findet ihr online unter www.hastuzeit.de/tag/deutschlandstipendium/

Kulturelle Hochschullandschaft

Um Halle als Studienstandort noch attraktiver zu gestalten, gibt es eine Umfrage des Studentenwerks zum kulturellen Angebot.

KunstInBetrieb, das *Shortmoves Kurzfilmfestival*, die *Erstsemesterparty des StuRa* – dies sind nur drei von vielen Veranstaltungen, die jedes Jahr im Kalender eines interessierten Studenten stehen. Damit solche Projekte regelmäßig stattfinden können, bedarf es einer finanziellen Zuwendung, die die Studenten dahinter mit ihren Ideen unterstützt. »Wir stehen den Engagierten dabei mit finanzieller Unterstützung und unserer Beratung gerne zur Seite«, sagt Dr. Volkmar Thom, Geschäftsführer und Ansprechpartner für die kulturelle Förderung. Seit dem 1. Januar 2010 gibt es neue Richtlinien zur Förderung des Studentenwerks »Bisher war die gemeinnützige Förderung zu einseitig. Wir wollen ab sofort nicht mehr nur als Geldgeber agieren, sondern verstärkt selbst bei der Gestaltung und Umsetzung kultureller Programme mitwirken.«

Jeder ist gefragt

Um dabei die Interessen aller Studierenden zu berücksichtigen, kann jeder an einer Umfrage im Internet teilnehmen. Man hat die Wahl, das geplante Kursangebot und das bestehende Serviceangebot nach persönlicher Präferenz zu bewerten. »Eine Befragung dieser Art findet in diesem Jahr zum ersten Mal statt und ist für die kommenden Semester ebenfalls geplant«, so Thom.

Im Sommersemester werden die Ergebnisse in entsprechenden Programmen in die Tat umgesetzt. »Momentan liegt ein Kochkurs weit vorn. Dieser wird also sehr wahrscheinlich ab April in den großen Mensen stattfinden.« Auch ein Zeichen- und ein Keramikkurs sind besonders beliebt. Da das Studentenwerk keine eigenen geeigneten Räumlichkeiten hat, ist eine Kooperation mit der Burg vorgesehen. Dort hat man nicht nur den Raum und das entsprechende Material, sondern auch professionelle Unterstützung vor Ort.

»Natürlich sollen auch eigene und bereits bestehende Projekte der Studenten weiterhin gefördert werden«, betont Thom, »so zum Beispiel die Jahresausstellung des Photoclubs *Conspectus* in der Harz-Mensa oder die alljährliche Erstsemesterparty.«

Die Kultur im Mittelpunkt

Um eine Förderung zu erhalten, muss ein Antrag auf kulturelle Förderung eingereicht werden. Was und wer dann finanziell unterstützt wird, hängt von den Richtlinien für studentische Projekte ab. Diese sind zum ersten Januar letzten Jahres erneuert wurden und regeln die Verteilung nun strenger.

»Die Vergabe der Mittel zur kulturellen Förderung soll so transparent wie möglich gestaltet werden. Alle Anträge und Projekte sollen vom Grunde her gleich behandelt und entschieden werden«, so der Geschäftsführer. Seitdem werden bestimmte Leistungen von der Förderung ausgeschlossen. Programme, die zur fachlichen Ausbildung beitragen oder politische Ziele verfolgen, werden nicht unterstützt.

Für manche Clubs wie den Photoclub *Conspectus* bedeutet dies eine Umstellung, da Tätigkeiten wie der Vorstandsvorsitz und die Mitgliederverwaltung nicht mehr gefördert werden, sondern nur noch die künstlerisch-technische Anleitung und Veranstaltungen wie die Jahresausstellung.

Allgemein erfolgt die Förderung für alle Projekte aus den Semesterbeiträgen und wird nach dem Solidaritätsprinzip vergeben, soll also allen zu Gute kommen.

Thom verdeutlicht: »Die Resonanz unter den Studenten ist bisher sehr gut. Wir würden uns aber freuen, wenn noch mehr Anträge bei uns eingehen. Trotz des neuen zeitaufwendigen Studiensystems gibt es noch viele engagierte Studenten, deren kulturellen Aktivitäten wir fördern wollen.«

Text: Julia Kloschkewitz, Sabine Paschke
Foto: Molly Steenson (Creative Commons)



• Die aktuelle Umfrage zum kulturellen Angebot für Studenten der hallischen Hochschulen findet Ihr noch bis zum 13. Februar auf der Seite des Studentenwerks: <http://www.studentenwerk-halle.de>



Dr. Simone Danek im Gespräch.

Parteien zur Wahl

Am 20. März finden in Sachsen-Anhalt Landtagswahlen statt. *hastuzeit* wollte mehr über die hochschulpolitischen Positionen der Parteien erfahren.

Habt Ihr Euch schon entschieden, bei welcher Partei Eure Zweitstimme am besten aufgehoben ist? Wir haben den hochschulpolitischen Sprecherinnen und Sprechern einige Fragen geschickt und hoffen, dass ihre Antworten Euch bei der Entscheidung helfen. Natürlich lassen sich die Themen auf dem begrenzten Platz unseres Heftes nicht erschöpfend behandeln – fragt also für genauere Informationen ruhig selbst bei den Parteien nach.

1. In Thüringen gibt das Land den Hochschulen für 2011 deutlich weniger Geld, als es in Vereinbarungen zugesichert hat. Ein Argument der Landesregierung waren die Bundesmittel aus dem Hochschulpakt 2020, die aber eigentlich für zusätzliche Studienplätze bestimmt sind. Wie wird es in Sachsen-Anhalt nach der Wahl aussehen? Können sich die Hochschulen wirklich auf die Zielvereinbarungen verlassen, oder drohen auch bei uns weitere Kürzungen?

2. In den kommenden Jahren werden zusätzliche Studienplätze für die doppelten Abiturjahrgänge benötigt. Dazu haben Bund und Länder den Hochschulpakt 2020 geschlossen. Nach der Abschaffung der Wehrpflicht ist nun mit noch mehr Studienbewerbern zu rechnen. Wie sollte das Land darauf reagieren?

3. Welche Rolle spielt für Sie die verfasste Studierendenschaft?

4. Was ist das Besondere an der Hochschulpolitik Ihrer Partei?

Text: Konrad Dieterich
Fotos: Parteien



Eva Feußner, bildungspolitische Sprecherin (CDU-Fraktion)

1. Die CDU-Fraktion steht zu den von der Landesregierung Sachsen-Anhalt in den Zielvereinbarungen eingegangenen vertraglichen Verpflichtungen. Es wird keine darüber hinaus gehenden Maßnahmen, die eventuelle Kürzungen beinhalten könnten, geben. Im Gegenteil: Die Mittel des Hochschulpaktes des Bundes sollen quotiert auf die Hochschulen des Landes verteilt werden.
2. Alle bisherigen Prognosen über Studienbewerbezahlen waren Makulatur oder überarbeitungsbedürftig. Das Land hat den Doppelabiturjahrgang gut vorbereitet und die Hochschulen haben diesen gut verkraftet. Wir freuen uns über jeden Studienbewerber, auch aus anderen Bundesländern.
3. Die verfasste Studierendenschaft ist ein belebendes Element des Hochschullebens und wird von uns unterstützt.
4. Die CDU-Fraktion tritt für eine auskömmliche Finanzierung der Hochschulen unseres Landes ein, die als Motor der Innovation gelten und die nur so dieser Aufgabe gerecht werden können. Die CDU setzt sich intensiv für die Freiheit der Wissenschaft und die Autonomie der Hochschulen ein. Dies war und ist eine Daueraufgabe, der wir uns verschrieben haben. Nur so kann es gelingen, auf dem Gebiet der Forschung Spitzenleistungen zu erzielen. Diesem Ziel fühlen wir uns verpflichtet.



Hendrik Lange, Sprecher für Wissenschafts- und Hochschulpolitik (Fraktion Die Linke)

1. Die Hochschulen des Landes befinden sich am finanziellen Limit und haben mehr Studierende als Studienplätze. DIE LINKE schließt im Wahlprogramm deshalb Kürzungen aus. Den Hochschulen muss das volle Budget in der Zielvereinbarungsperiode zur Verfügung stehen. Das schließt die Mittel aus dem Hochschulpakt mit ein.
2. Eine bessere Studienberatung sollte Studienbewerber auf die attraktiven Angebote aufmerksam machen, die derzeit noch ausgelastet, aber als Abschluss vom Arbeitsmarkt sehr nachgefragt sind. Das betrifft besonders den naturwissenschaftlich-technischen Bereich, in dem sich der Fachkräftemangel abzeichnet.
3. Die verfassten Studierendenschaften mit einem politischen Mandat sind für uns ein herausragendes Instrument der Hochschuldemokratie. Sie haben in der Vergangenheit immer wieder wichtige kritische Anregungen gegeben und leisten einen großen Anteil an der Wahrung der Rechte der Studierenden. Daher gilt auch für die Zukunft: Eine Abschaffung der verfassten Studierendenschaft oder ihres politischen Mandats wird es mit der Partei DIE LINKE nicht geben.
4. DIE LINKE tritt für ein gebührenfreies Studium ein und möchte auch die Lehr- und Lernmittelgebühren abschaffen. Die Freiheit und die Einheit von Forschung und Lehre sind Erfolgsfaktoren im Hochschulsystem und sollen erhalten bleiben. Freiheit im Studium ist notwendig, um einem emanzipatorischen Bildungsideal gerecht zu werden. Das bedeutet auch, dass jeder, der einen Bachelorabschluss erlangt hat, das Recht auf einen Masterstudienplatz haben muss. Wir treten für Entscheidungsrechte aller Statusgruppen in paritätisch besetzten Gremien ein. Und: Grundlagenforschung soll nicht gegen anwendungs- und transferorientierte Forschung ausgespielt werden. Vielmehr ergänzen sie sich.

Rita Mittendorf, Sprecherin für Bildungs- und Wissenschaftspolitik (SPD-Fraktion)

1. Die Zielvereinbarungen sind verbindliche Verträge zwischen Land und Hochschulen zu ihren Rechten und Pflichten, an die sich beide Seiten zu halten haben. Die in den Zielvereinbarungen verankerte Mindestfinanzausstattung der Hochschulen stellt somit ganz klar und verlässlich eine Verpflichtung des Landes dar. Es ist dabei sogar gelungen, den Hochschulen zusätzlich zehn Millionen Euro zur Verbesserung von Studium, Lehre und Forschung zur Verfügung zu stellen. Die Bundesmittel aus dem Hochschulpakt kommen bei Erfüllung der Voraussetzungen zusätzlich dazu.
2. Wir werden absichern, dass mindestens die gemäß Hochschulpakt geforderten Plätze für Studienanfänger aufrechterhalten bzw. bereitgestellt werden. Mittelfristig wird auf Grund der demografischen Entwicklung in den neuen Bundesländern ein Rückgang der Studierendenzahlen prognostiziert. Wir wollen dem entgegenwirken, indem wir alle Maßnahmen unterstützen, die dazu beitragen, den Anteil von Studierenden aus den alten Bundesländern und dem Ausland zu erhöhen. Das ist kein Automatismus. Wir wollen aber auch, dass noch mehr Abiturienten aus Sachsen-Anhalt auch an unseren Hochschulen studieren.
3. Die verfasste Studierendenschaft ist für die SPD ein unverzichtbarer Bestandteil einer demokratischen Hochschule und moderner Hochschulpolitik. Auf Initiative der SPD wurde im Rahmen der Beratungen zur Novellierung des Hochschulgesetzes 2010 das im Entwurf des Kultusministeriums gestrichene politische Mandat der Studierendenschaft wieder im Gesetz verankert.
4. Mit der SPD wird es auch zukünftig keine allgemeinen Studiengebühren geben. Die SPD steht für eine verlässliche und aufgabengerechte Finanzierung der Hochschulen. Wir machen uns für eine Flexibilisierung der Studienstrukturen stark (u. a. stärkere Wahlmöglichkeiten von Seminaren und Vorlesungen sowie geringere Verschulung des Studiums).



Gerry Kley, bildungspolitischer Sprecher (FDP-Fraktion)

1. Die FDP wird sich an die vom Land mit den Hochschulen eingegangenen Verpflichtungen aus den Zielvereinbarungen halten. Eine Absenkung des Gesamtbudgets für die Hochschulen kommt für uns nicht in Frage. Sollten sich aus der leistungsorientierten Mittelvergabe ungerechtfertigte Belastungen einzelner Hochschulen ergeben, muss gegebenenfalls nachgesteuert werden. Die Höhe der Hochschulmittel insgesamt bliebe davon unberührt.

2. Trotz Rekordzahlen bleiben abgesehen von mehreren überlasteten Studiengängen noch viele Studienplätze unbeanspruchte. Sachsen-Anhalt stellt bereits heute deutlich mehr Studienplätze als für den eigenen Bedarf notwendig zur Verfügung. Wenn aufgrund der doppelten Abiturjahrgänge und des Wegfalls der Wehrpflicht – den die FDP schon länger gefordert hat – mehr Studierende den Weg nach Sachsen-Anhalt finden, ist das zunächst erfreulich. Die Studieninteressenten müssen aber besser beraten werden. Gegebenenfalls müssten kurzfristig Mittel etwa für Tutorien zur Verfügung gestellt werden.

3. Die Studierendenschaften können für die Hochschulen wichtige Impulse bringen. Ihnen muss es dabei gelingen, einen größeren Teil der Studierenden von ihrem Nutzen zu überzeugen, so dass diese auch an den Wahlen teilnehmen. Eine weitere Konzentration auf deren alltägliche Belange wäre der beste Weg.

4. Die FDP ist die Partei, die konsequent auf Hochschulautonomie und weniger auf Steuerung aus dem Kultusministerium setzt. Seit langem haben wir uns dafür eingesetzt, dass die Hochschulen vollständige Personalhoheit, inklusive Berufungsrecht und Bauherrnereignischaft, erhalten. Das Land muss dann deutlich machen, welche Ansprüche es etwa bei der Ingenieurs- oder Lehrerausbildung hat.



Claudia Dalbert, Landesvorsitzende Bündnis 90/Die Grünen

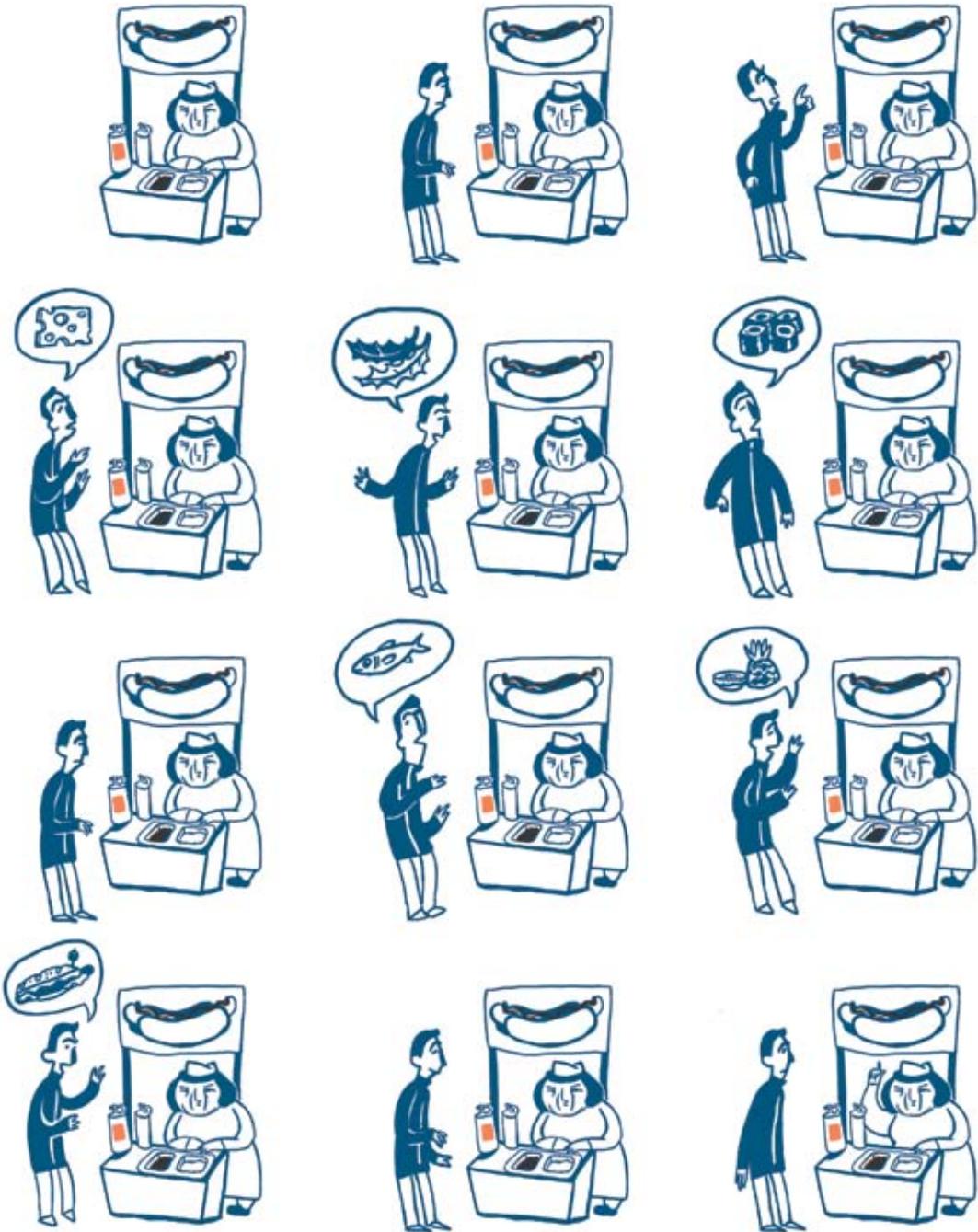
1. Die Hochschulpaktmittel müssen wie bisher zusätzlich zu den Geldern aus den Zielvereinbarungen fließen.

2. Die Hochschulpaktmittel müssen wegen des zu erwartenden Andrangs stärker an den Hochschulen für die bessere Ausstattung der Lehre und weniger für Werbemaßnahmen eingesetzt werden. Die Anzahl der Studierenden pro Professur ist bereits zu hoch. Wir wollen überfüllte Hörsäle vermeiden und durch bessere Betreuung die hohe Studienabbruchquote senken.

3. Die verfasste Studierendenschaft ist für uns nicht verhandelbar. Insgesamt muss das Mandat der beteiligten Gruppen (Studierende, Professorinnen und Professoren, wissenschaftlicher Mittelbau) zukünftig zu einer echten Drittelparität ausgebaut werden und die Position gegenüber der Hochschulleitung und dem Land gestärkt werden.

4. Wir sind auch künftig gegen Studiengebühren, weil sie potenzielle Studierende aus bildungsfernen Schichten abschrecken. Auch die vorhandenen Langzeitstudiengebühren lehnen wir ab. Stattdessen müssen die Möglichkeiten zum Teilzeitstudium, z. B. für Studierende mit Kindern oder mit teilweiser Berufstätigkeit, weiter ausgebaut werden. Die Verschulung der Bachelor- und Masterstudiengänge ist zu ersetzen durch eine Studienstruktur, die wieder ein anspruchsvolles, unbürokratisches und selbstbestimmtes Studium ermöglicht. Hierzu gehören: keine Anwesenheitspflicht, freie Wahl von Dozentinnen und Dozenten und Seminaren, freie Wahl der Studiendauer, selbstorganisiertes Lernen sowie Unterstützung der Studierenden in der Ausgestaltung ihres Studiums. Der Wechsel zwischen Hochschulen im In- und Ausland ist zu erleichtern. Allen Absolventinnen und Absolventen von Bachelor-Studiengängen muss die Möglichkeit eines Master-Studiums offen stehen. Akkreditierungen gehören durch staatliche Zulassungen ersetzt. Wir wollen das Bund-Länder-Kooperationsverbot dringend aufheben, damit mehr Bundesmittel in die Bildung fließen können.

I N D I V I D U A L I T Y



Susanne Wohlfahrt

Die Frage nach dem Ich

Nur wenige würden von sich behaupten zu wissen, wer sie sind.
Für den Großteil scheint das Problem der Selbsterkenntnis unlösbar.

»Erkenne dich selbst«, forderte bereits der Gott Apollon die Menschen zur Vergegenwärtigung der eigenen Person auf. Die Frage nach dem Ich scheint einen festen Platz in der Geschichte der Menschheit einzunehmen. Eine befriedigende und vor allem einheitliche Antwort gibt es allerdings bis heute nicht. Wer bin ich? Der deutsche Soziologe Heinz Abels differenzierte die Frage in »Wie bin ich geworden, was ich bin?«, »Wer will ich sein?«, »Was tue ich?« und »Wie sehen mich die anderen?«. Als Antwort darauf gibt er dem Leser das Schlagwort: Identität. Womit sich eine weitere Frage anschließt: Was ist Identität? Laut Brockhaus ist die Definition ganz einfach: »Die Übereinstimmung einer Person oder einer Sache mit dem, was sie ist oder als was sie bezeichnet wird.« Der Ursprung des Wortes untermauert diese Erklärung: Identität leitet sich aus dem lateinischen Wort »idem« ab, das so viel wie »dasselbe«, »derselbe«, »der Gleiche« bedeutet. Man könnte also annehmen, dass Identität etwas Beständiges sei. Die Menschen versuchen, die Identität in Dokumenten wie dem Personalausweis festzuhalten. Unser Sein setzt sich demnach aus beständigen Faktoren wie aus unserem Namen, unserer Herkunft, dem Geburtstag, unserer Augenfarbe und unserer Körpergröße zusammen.

Mit solch einer rationalen Antwort werden sich die meisten nicht zufrieden geben und behaupten, es würde ihrer Gesamtheit nicht gerecht werden.



Kehrt man zu den erwähnten Fragen Heinz Abels zurück, kann man die Identitätsmerkmale grob auf die Themen Vergangenheit, Zukunft und eigenes Handeln zurückführen. Von besonderem Interesse ist hier die Beeinflussung durch andere Personen aus dem eigenen Umfeld. Im Zusammenhang mit dem Begriff Kommunikation taucht dieser Aspekt immer wieder bei verschiedenen Wissenschaftlern auf.

Der amerikanische Philosoph George Mead ist der Ansicht, dass sich der Einzelne seiner selbst erst bewusst werde, wenn er sich mit den Augen anderer betrachte. Der deutsche Kommunikationswissenschaftler und Soziologe Friedrich Krotz sowie der deutsche Soziologe Lothar Krappmann meinen sogar, dass Identität erst in der Interaktion und Kommunikation mit anderen entsteht und sich ständig verändert. Identität sei folglich nicht starr, sondern situationsabhängig.

Daher geht man davon aus, dass der Mensch keine einheitliche Identität, sondern verschiedene Teilidentitäten besitzt. Diese resultieren aus verschiedenen sozialen Rollen, die sich von Zeit zu Zeit verändern können. Die Rollen bestimmen unser Handeln und Auftreten, je nach Umfeld passen wir unser Verhalten an. Dass wir in jeder Situation und ein Leben lang gleich handeln, ist daher unwahrscheinlich. Genauso unwahrscheinlich ist es daher auch, die eigene Identität zu bestimmen.

Identität ist nicht zu fassen, und selbst Wissenschaftler finden auf die Frage nach dem Ich keine einheitliche Antwort. Und doch stellen wir sie uns ein Leben lang.

Wir müssen darauf nie nur eine Antwort geben können. So flexibel, wie ein Mensch in seiner Persönlichkeit ist, so variabel können auch immer wieder seine Antworten auf die Frage sein.

Die oben genannten beständigen Faktoren wie Herkunft, Geburtstag oder unsere Körpergröße können wir uns nicht aussuchen. Sehr wohl aber, wie wir uns damit präsentieren. Die Kommunikation mit anderen Menschen beeinflusst nicht nur uns, sondern wir beeinflussen, was wir dabei über uns vermitteln. Die Frage nach dem Ich erlaubt uns also, alles, was uns ausmachen soll, zu vereinen und uns selbst in unserer Individualität zu definieren.

Text: Sabine Paschke und Julia Kloschkewitz
Foto: Kevin Jones (Creative Commons)



Selbstverstellung statt Selbstvorstellung

Beim Schreiben von Bewerbungen wird die eigene Identität zur Konstruktion. Ein Selbstversuch.

Anschreiben Anfang: »Hiermit möchte ich mich bei Ihnen bewerben.« Oder besser: »Hiermit bewerbe ich mich.« – klingt direkter, aktiver. Aber eigentlich wissen die das doch schon. Immerhin steht groß BEWERBUNG darüber. Also nicht so anfangen? Lieber mit etwas Ausgefallenem: »Postpubertärer Zwangsvulgarismus – wer solche Wörter kennt, ist bei Ihnen genau richtig!« Das macht Eindruck, ist aber wenig seriös. Dann doch lieber die »Bewerbungsfloskel« – schön standardisiert.

Und danach? Motivation zeigen. Interesse am Unternehmen. Begeisterung für die Tätigkeit. Das weiß ich. Das kann ich. Das will ich. Und ein bisschen: Da bin ich nicht so gut. Über allem die Frage: Wer bin ich?

Eine Bewerbung soll eine Selbstvorstellung sein. Sie ist jedoch eher eine Selbstverstellung. Englisch spreche ich wahnsinnig gut, und weil ich mir »Volver« von Pedro Almodóvar zehn Mal auf Spanisch mit deutschem Untertitel angesehen habe, sind meine Spanisch-Kenntnisse zumindest gut. Ich habe sogar schon das Harvard-Abschlusszeugnis mit Photoshop gebastelt. Ob ich es in meine Unterlagen lege, weiß ich noch nicht. Könnte ein bisschen dick aufgetragen sein. Aber es würde immerhin beweisen, dass ich mit Adobes Fotowundermaschine gut umgehen kann.

Das Erstellen meiner Bewerbung wird schnell zum Kreativwettbewerb, dessen Anspruch es ist, dem Unternehmen, den Personalern und Human-Resources-Managern gerecht zu werden. Stipendien, Preise, Projekte, Titel und Positionen. All das sollte man haben, überall muss

man schon gewesen sein. Vor allem aber in einem fernen Land. Nichts ist so wichtig wie ein Auslandsaufenthalt, weil nur dieser zeigt, dass man sich mit dem Fremden, dem Unbekannten auseinandersetzt und abenteuerlustig ist. Länger als drei Wochen war ich noch nie außerhalb Deutschlands unterwegs, dafür entdeckte ich in der Stadt, in der ich seit 21 Jahren lebe, jeden Tag neue Dinge, Fremdes und Unbekanntes. Dass mir ein halbes Jahr im Kongo mehr bringen könnte als Malaria, wage ich zu bezweifeln.

Doch es zählt nur, was auf dem Papier steht und deswegen wird meine Fahrradtour nach Santiago de Compostela zum inspirierenden Selbstfindungstrip. In meiner Bewerbung bin ich engagiert, teamfähig, freundlich im Umgang, kommunikativ und ausgesprochen fleißig, dazu belastbar, innovativ und fachlich kompetent – nur die Hälfte davon stimmt, wenn überhaupt.

Identität ist eine genau gestrickte Konstruktion. Ich schreibe, was gelesen werden will. Verwerflich ist das nicht, denn auch im Alltag handelt man so. Auf Erwartungen stellt man sich ein, verhält sich, wie man meint, dass es ge- und erwünscht ist. Lügen ist bei Bewerbungen erlaubt, auch wenn man es so drastisch nicht ausdrücken würde. Eher: Den Lebenslauf frisieren oder optimieren. Die Konstruktion hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Bei dem Auswahlverfahren bin ich eine Runde weiter gekommen. Es folgt das Assessment-Center. Dort muss meine Selbstvorstellung der Prüfung standhalten. Mal sehen.

Text: Julius Lukas
Illustration: Falko Gerlinghoff

Ich denke (über mich), also . . .

Am Institut für Soziologie haben Studierende eine Untersuchung zu dem Thema »Wer bin ich?« durchgeführt.

Auf die Frage, ob man Identität messen könne, gibt Dr. Sylvia Terpe eine typisch »wissenschaftliche« Antwort: »Generell kann man in der empirischen Forschung entweder qualitativ oder quantitativ vorgehen.« Man könne also zum einen über (qualitative) Interviews versuchen, dem Phänomen der Identität nachzugehen. Es sei aber auch möglich, die erhobenen Daten zu quantifizieren und damit in Zahlen zu bringen. Also ist es theoretisch möglich, Identität zu messen. Terpe ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie und wird ab April in einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum Thema »Gewissenserfahrung im Alltag« mitarbeiten.

Sie selbst ist hier in Halle am Institut für Soziologie groß geworden: »Vor zwölf Jahren war ich bei Professor Thome als Hiwi angestellt.« Damals hatte sie u. a. an einem Auswertungsschema für Identitätsbefragungen gearbeitet. Jetzt kommt ihr diese Arbeit wieder zugute: Für ihr neues Forschungsprojekt beschäftigt sie sich nämlich unter anderem wieder mit dem Thema Identität und hat deshalb im vergangenen Semester ein Seminar dazu angeboten. Zu Beginn wurden Theorien der Identität besprochen. Die Soziologie hat dafür eine relativ unspektakulär klingende Arbeitsdefinition gefunden: Man spricht immer dann von Identität, wenn man sich selbst betrachtet. Wichtig sei das reflexive Moment, so Terpe weiter. Danach haben die Seminarteilnehmer versucht, gemeinsam eine geeignete Methode für die Untersuchung zu finden. Das Thema Identität ist in der Soziologie ein recht klassisches, d.h. die Studierenden konnten sich auf bereits etablierte Methoden verlassen. Für die eigene Befragung haben sie den sogenannten »TST«, kurz für: Twenty Statements Test, ausgewählt. Die Befragten sollen 20 Aussagen über sich treffen – wie sie antworten, also ob »ich bin klein«, »ich habe tolle Haare« oder »mir ist langweilig«, war ih-



nen nicht vorgegeben. Für die Befragung im Rahmen des Seminars hat man sich auf zehn Statements begrenzt. »Der Vorteil dieser Methode liegt darin, dass man den Untersuchten die Freiheit lässt, die Schwerpunktsetzung in ihren Aussagen selbst vorzunehmen«, so Terpe. Bei anderen Befragungen würde man oft gewisse Standardkategorien (z. B. Alter, Geschlecht, Herkunft) anwenden und davon ausgehen, diese seien für die Befragten relevant. Oftmals würden die Befragten sich dann nämlich zu Themen äußern, die sie in Wirklichkeit gar nicht interessieren. Probleme bei der Beantwortung der TST-Umfrage gab es nur wenige: »Für die heutige Generation ist es kein Problem, sich selbst zu beschreiben. Schließlich übt sie das fast täglich in sozialen Netzwerken.«

Nach der eigentlichen Befragung mussten die 76 Fragebögen dann für die Analyse aufbereitet, d.h. zunächst codiert, also in Zahlen gefasst werden. Dass dies selbst bei einem so geringen Umfang nicht immer einfach ist, weiß Terpe aus Erfahrung: »Offene Daten zu codieren heißt auch immer, sie zu interpretieren.« Bedeutet »ich bin faul«, dass man sich selbst kritisch betrachtet oder dass man Faulsein als etwas Positives ansieht? Solche Fragen mussten vor der eigentlichen Auswertung geklärt werden. Danach ging es ans Auszählen, ans »Messen der Identität«.

Auffällig war für die Soziologin, dass die meisten der Befragten überwiegend positiv von sich berichtet haben: »Natürlich gab es auch kritische Anmerkungen, aber die

Anzahl positiver Selbstbeschreibungen überwiegt deutlich.« Immerhin haben sich aber noch

27,6 Prozent der Befragten mindestens ein Mal negativ über sich selbst geäußert. Bei früheren Untersuchungen, beispielsweise aus den 50er oder 60er Jahren, hat sich die Mehrheit der Untersuchungsteilnehmer sehr häufig über ihre Zugehörigkeit definiert: Also entweder über ihre Nationalität, ihre gesellschaftliche Rolle oder auch über ihre Herkunftsregion. »Mittlerweile beschreiben sich die Studenten offenbar eher über Eigenschaften«, so Terpe. Nur noch circa 20 Prozent der Angaben beziehen sich auf eine wie auch immer geartete Zugehörigkeit. Dass sich Studierende vor allem, immer und zuerst als Studierende verstehen, konnte die kleine Befragung nicht direkt bestätigen: Lediglich 35 Prozent der Befragten haben sich selbst über ihre Rolle als Student definiert. Viel wichtiger (60 Prozent) war ihnen oft die »positive Zuschreibung intellektueller / kultureller Kompetenzen«. Also Angaben wie »ich bin neugierig«, »ich bin offen« usw.

Die ganze Untersuchung klingt erstmal vielversprechend, doch: Was kann man auf Grundlage solcher Ergebnisse aussagen? »Bei dem geringen Umfang zunächst nicht viel«, räumt Terpe ein. Man könne aber versuchen, den befragten Personenkreis auszuweiten oder auf spezifische Gruppen zu konzentrieren, um zum Beispiel der



Frage nachzugehen, inwiefern sich politisch aktive Studierende in ihrem Selbstverständnis von den inaktiven Studierenden unterscheiden. Schließlich könnten solche Untersuchungen Aufschluss darüber geben, wie sich eine Gruppe entwickelt, welche Extreme sie durchlebt und inwiefern das stereotype Bild von dieser Gruppe mit ihrer eigenen Wahrnehmung übereinstimmt.

Text: Tom Leonhardt
Illustrationen: Susanne Wohlfahrt

Zehn Statements über . . . Dich!

Zum selber Ausprobieren: Der TST (= Ten Statements Test), bei dem Du (in einer schönen Vorlesung?) selbst über Dich schreiben sollst. Vielleicht findest Du ja etwas über Dich heraus, das Du gar nicht gedacht hättest? Viel Spaß beim Ausfüllen!

- | | |
|----------|-----------|
| 1. _____ | 6. _____ |
| 2. _____ | 7. _____ |
| 3. _____ | 8. _____ |
| 4. _____ | 9. _____ |
| 5. _____ | 10. _____ |

11. Ich lese gern die *hastuzeit*!!!



Wer bin ich?

hastuzeit wollte von hallischen Studierenden wissen, wie sie sich selbst sehen.



Frida
Medien und Kommunikation / Politik
»Ich bin eine Studentin, die nebenbei arbeitet und das verdiente Geld für Pflanzen ausgibt.«



Marvin
Master Wirtschaftsrecht
»Ich bin nicht nur Student. Ich lege viel Wert auf außer-universitäre Aktivitäten.«



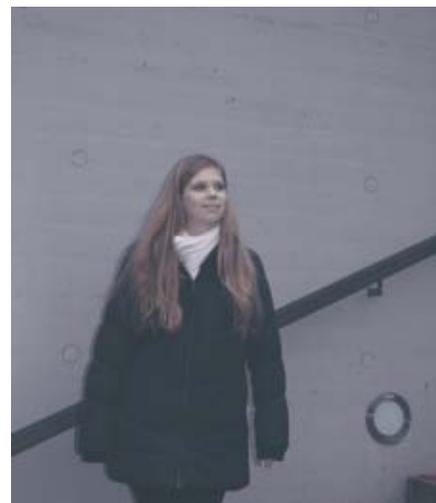
Juliane
Grundschullehramt
»Ich bin unentschlossen.«



Madeleine
Politik / Medien und Kommunikation
»Ich bin noch mit meiner Identitätsfindung beschäftigt, aber glücklich und frisch verliebt.«



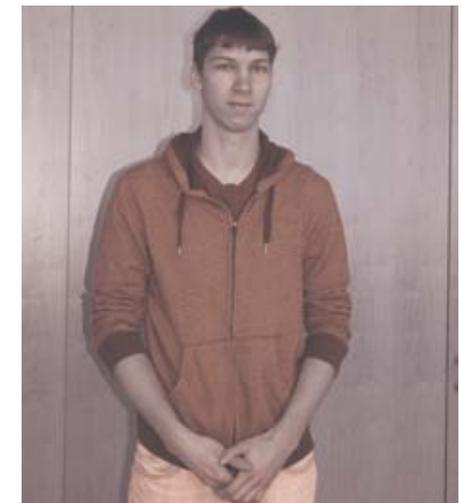
Felix
Ethnologie / Kunstgeschichte
»Ich bin ein junger, dynamischer, aufstrebender Bengel.«



Josefine
Nahoststudien / Politik
»Ich bin Buddhistin.«



Chen
Medizin
»Ich komme aus Taiwan, bin Student in Halle und habe den Wunsch, Herzchirurg zu werden.«



Jeff
Politikwissenschaft / Wirtschaftswissenschaft
»Ich bin ein einfacher Junge aus einer Kleinstadt, der wegen seines Interesses für Politik nach Halle gezogen ist, um seinen Traum, zu studieren und später einen Beruf, mit dem er sich identifizieren kann, auszuüben, zu verwirklichen.«

Wenn ICH ein anderer ist

Jean-Claude Kaufmann nimmt allen Selbstfindungsgetriebenen mit seinem neuen Buch die Illusion, jemals authentisch zu werden. Anschaulich und unterhaltsam erklärt der Soziologe, dass es so etwas wie eine Kernidentität nicht gibt.

In unserer modernen Gesellschaft besteht der Anspruch, dass der Mensch sich als Wesen mit Verstand begreift und für sich und sein Handeln die Verantwortung trägt. Wir haben die Vorstellung, uns selbst definieren und begreifen zu können. Selbstreflexion ist ein wichtiger Aspekt, der es ermöglichen soll, uns in ein Verhältnis zu unserer Umgebung zu setzen und folglich bewusst zu leben.

Mit seinem neuen Buch *Wenn ICH ein anderer ist* steuert Jean-Claude Kaufmann gegen diese Bewegung und betont, dass die Annahme eines bewussten »Ich« eine Illusion sei: Wir besitzen keine Kernidentität. Eine Einheit vom Individuum sei ein Wunschdenken, das nicht Wahrheit werden könne. Vielmehr bestehe der Mensch aus einer Vielzahl von »Selbsten«, die auf unterschiedliche Situationen unterschiedlich reagieren. Das Selbst sei nichts Konstantes, sondern ein Prozess, den es nicht zu fassen gebe.

Um diese These zu stützen, beschreibt der französische Soziologe anhand von typischen Alltagssituationen die Momente, wenn sich unser »Ich« plötzlich verändert und fremd wird. Am Beispiel eines Morgens nach einer Liebesnacht veranschaulicht er, wie sich das Individuum innerhalb kürzester Zeit wandeln kann. Neben dem Gefühl von Vertrautheit in der Situation (hervorgerufen durch feste Muster der Sozialisation) entstehen erste Zweifel an dem anderen Menschen oder der fremden Umgebung (Ursache der eigenen, individuellen Entscheidungen und Wünsche).

Diese beiden Pole, Sozialisation und Subjektivität, stellen für Jean-Claude Kaufmann die Ursache jeder Veränderung der Identität dar. Die einzelnen Pole beschreibt er als Helix, um die Drehbewegung und den Fortlauf des Lebens zu veranschaulichen. Das Zusammenspiel der beiden so unterschiedlichen Modalitäten nennt er Doppelhelix – es handelt sich also um untrennbare, stets wandelnde Pole, die stark voneinander abhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Je nach Situation, in der sich das Individuum



Jean-Claude Kauffmann: Wenn ICH ein anderer ist
240 Seiten, 24,90 Euro
Konstanz, UVK Verlag

befindet, und je nach Entscheidung, die es (nicht) trifft, wird die eine oder die andere Helix stärker beansprucht, angeregt oder kurzzeitig sogar außer Gefecht gesetzt.

Lässt man sich von der ersten Helix, also den Folgen der Sozialisation, passiv tragen und nimmt den Lauf der Dinge hin, ist die Chance am größten, ein relativ stabiles Selbstbild zu schaffen. Sie ist der Ort, in dem Vergangenes gespeichert ist und liefert tief verankerte Handlungsmuster. Die zweite Helix steuert dagegen, indem sie vom Bekannten abweicht und den Drang hat, das Individuum stets neu zu erfinden und zu verändern. Nimmt man nun

die Bewegung der Sozialisations-Helix an und hinterfragt automatisierte Reaktionen und Verhaltensweisen nicht weiter, lebt es sich vermutlich ruhig und entspannt. Jedoch bleiben Wünsche und Träume unberücksichtigt. Gibt man sich der subjektiven und individuellen Helix hin, kommt man seinen eigenen Idealen wahrscheinlich näher, ein stabiles Selbst ist damit jedoch noch weniger gewährleistet, weil es stets gegen die alten Muster der Sozialisation kämpfen muss.

»Die Hölle, das sind die Anderen«

(Jean-Paul Sartre)

Doch welche Helix auch gerade dominanter ist, sie bleibt selbst in sich nicht konstant, da das Leben in ständiger Bewegung ist und uns im Sekundentakt verändert.

Alle Selbstfindungsbetroffenen, deren Bücherregal mit nützlichen Ratgebern gefüllt ist oder die sich selbst als »völlig authentisch« betrachten, mögen angesichts dieser These schockiert sein.

Die Tatsache, keine feste Identität zu besitzen, hat jedoch auch etwas Schönes. Am Ende des Buches fühlt man sich beruhigt, der Druck, stets wahrhaftig zu handeln und endlich ganz man selbst zu sein, entfällt angesichts der Tatsache, dass wir es einfach nicht können. Indem wir fest verankerte Angewohnheiten und Prinzipien hinterfragen und versuchen, herauszufiltern, welche Wünsche und Vorstellungen wir selbst eigentlich haben, können wir uns unserer eigenen Wahrheit zwar annähern, sie aber niemals erklären oder fassen:

»Denn Ich ist ein anderer. Wenn Kupfer als Trompete erwacht, ist es nicht seine Schuld.«

Ein bereicherndes Werk, das nicht als leichte Abendlektüre geeignet, aber mit ein wenig Konzentration gut zu verstehen ist und neue Blickwinkel eröffnet.

Text: Helena Werner

ANZEIGE

► ND UNTERWEGS

»ZORN UND ZUWENDUNG«

Autor Hans-Dieter Schütt und Friedrich Schorlemmer im Gespräch über
Gott und die Welt, Tod und Teufel.

17. MÄRZ 2011 – 19 UHR

ULRICH MEDIENWELT
GROSSE ULRICHSTRASSE 7
06108 HALLE

Besuchen Sie uns
auch auf der
Leipziger Buchmesse
Halle 5, C 404

Neues Deutschland
► DRUCK VON LINKS

WWW.NEUES-DEUTSCHLAND.DE

Wir alle spielen Theater

Durch die Etablierung der neuen Medien wie Internet und Fernsehen sind Millionen Menschen weltweit miteinander verbunden. Durch die Vernetzung bietet sich uns ein weiter Raum zur Selbstinszenierung.

Niemand besitzt eine einheitliche Identität, denn jeder von uns nimmt täglich die verschiedensten Rollen ein. Man ist Student, Freund, Pauschalkraft, um das Studium zu finanzieren, Fan von etwas. Die Rollen wählen wir uns zum Teil selbst, zum Teil werden sie uns zugeschrieben. »In diesen Rollen erkennen wir einander; in diesen Rollen erkennen wir uns selbst«, schrieb der amerikanische Soziologe Erving Goffman 1959 in seinem Werk *Wir alle spielen Theater*. Nach Goffman wird die Vorstellung von unserer Rolle zu einer Art zweiter Natur und einem wesentlichen Bestandteil unserer Persönlichkeit.

An jede Rolle sind bestimmte Erwartungen geknüpft, und wir versuchen, sie stets so zu arrangieren, dass sie nicht in Konflikt miteinander geraten. Gelegentlich muss dabei die eine oder andere in den Hintergrund treten, da sie im Umfeld, in dem man sich befindet, nicht akzeptiert, gewünscht oder unpassend sind.

»Durch das Internet ist es möglich, eine Rolle auszuüben, die man im realen Leben vielleicht nicht besonders stark ausdehnen kann. Es besteht die Möglichkeit, bestimmte Teilidentitäten zu verstärken oder vollkommen auszublenden«, erklärt Dr. Florian Hartling, der in diesem Wintersemester ein Seminar zur Identität in den audiovisuellen Medien an der MLU Halle angeboten hat. So ist es beispielsweise dem dicken, informatikbegabten Außenseiter möglich, im Internet die Rolle des Außenseiters auszublenden und lediglich die Rolle des Fachmanns für Informatik in den Mittelpunkt zu stellen.

»Außerdem besteht die Möglichkeit, mit der eigenen Identität zu experimentieren, sich beispielsweise probierbarer Identitäten anzunehmen«, erzählt Hartling weiter und verweist dabei auf die amerikanische Soziologin Sherry Turkle. In ihrem Buch *Leben im Netz – Identität in Zeiten des Internet* stellte sie in Gesprächen mit verschiedenen Personen fest, dass diese im Internet aus sich selbst heraustreten konnten und durch viele Identitäten »vagabundieren«.

»Man kann so Vorschnitte zum realen Leben ausprobieren«, erklärt Hartling. So bestehe beispielsweise für Männer, die im realen Leben als heterosexuell auftreten,

die Möglichkeit, im Internet ihre Homosexualität auszuüben, zu testen und ihr Coming Out zu erproben.

Vor allem auf sozialen Plattformen wie Facebook, StudiVz und Twitter ist das Verstärken und Ausblenden von »Teilidentitäten« sowie das Kreieren der eigenen Identität besonders leicht möglich.

Hartling sagt dazu: »Alles, was man dort über sich postet, präsentiert unsere Identität oder einen Teil von ihr. Man kann sich dabei als besonders seriös inszenieren, aber auch als extremer Fan von etwas oder durch das Hochladen von Fotos als extremer Partygänger, der reich an sozialen Kontakten ist.« Untersuchungen haben allerdings ergeben, dass eine Selbstinszenierung, die stark von der Realität abweicht, eher selten ist. Die meisten präsentieren sich auf solchen Portalen als stabile Persönlichkeit.

Ein noch seltenes, aber gerade aufkommendes Phänomen solcher Plattformen sind sogenannte Identitätsfakes, bei denen man ein Profil einer real existierenden Person erstellt, unter deren Namen postet und mit anderen Leuten in Kontakt tritt. »Man findet beispielsweise bei Twitter mehrere Profile von Angela Merkel oder Guido Westerwelle, die das aktuelle Tagesgeschehen kommentieren.«

Weltwissen vermittelt durch die Medien

Die Medien bieten neben der Möglichkeit der Selbstdarstellung auch ein vielfältiges Identitätsangebot. »Unser Weltwissen erlangen wir erst durch die Medien. So lernt



man zum Beispiel das Phänomen Hip Hop mit dem dazugehörigen Kleidungsstil, dem Slang und Begriffe wie Ghetto kennen«, meint Hartling. Man orientiert sich an diesem Medienwissen und nimmt dieses in »The medium is the message« (Marshall McLuhan) seine täglichen Verhaltensweisen auf. »Ein gutes Beispiel dafür ist auch, dass man sich bestimmte Sprüche oder die Gestik eines Lieblingscharakters aus Serien oder Filmen als Vorbild nimmt.«

Vor allem Jugendliche werden durch die zahlreichen Identitätsangebote beeinflusst, da sie sich inmitten ihrer Sozialisation befinden und somit noch keine stabile Identität besitzen und die Gestaltung ihrer Rollen flexibel ist. Die Rollenverteilung der Erwachsenen hingegen ist starrer, da sie durch bestimmte Verpflichtungen wie Beruf und Kinder eingeschränkt und zeitlich begrenzter ist. Trotz-

dem identifizieren auch sie sich mit bestimmten Vorbildern und gehen zu Konzerten oder Fanconventions. »Die neuen Medien spielen dabei eine kleinere Rolle als bei Jugendlichen«, so Hartling. Das Phänomen der Selbstinszenierung, die Rollenübernahme und die Orientierung an und Identifizierung durch Vorbildern ist also keines, das erst seit der Etablierung der neuen Medien vorherrscht. »Nehmen wir Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* und die so genannte »Werthermanie« – viele junge Männer zogen sich wie Werther an und verhielten sich wie er«, verdeutlicht Hartling.

Die Neuen Medien haben folglich lediglich eine Verstärkung und Ausdehnung der Phänomene wie Selbstinszenierung und Identitätsübernahme des »Theaters des Alltags« herbei geführt.

Text: Sabine Paschke

Illustration: Nathan Huisman (Creative Commons)

Foto: Bruno Cordioli (Creative Commons)

Zwischen Atelier und Bibliothek

Die Universität, die man besucht, ist sehr prägend für die Identität eines Studenten. In Leas Fall sind das gleich zwei Hochschulen.

Es ist Freitagmittag, 12 Uhr. Normalerweise ist Lea um diese Zeit im Atelier. Danach folgt dann meist noch ein Besuch in der Druckwerkstatt und regelmäßig am Abend ein Plenum zum Austausch mit anderen Kunststudenten. Zwischendurch besucht sie Vorlesungen und Seminare, arbeitet in einem Café und schreibt oft bis in die Nacht an Hausarbeiten. Heute hat sie sich zwischendurch Zeit genommen, um von ihrem Studium zu erzählen. Ihre Tage sind aus einem besonderen Grunde so voll: Sie studiert an zwei Hochschulen der Stadt – an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle und an der Martin-Luther-Universität.

Kunst und Wissenschaft vereinen

Lea ist an der Kunsthochschule Halle eingeschrieben und studiert dort Kunsterziehung. Da man dies nicht einzeln belegen kann, musste sie sich noch ein weiteres Fach suchen. »Eigentlich wollte ich Biologie als zweites Fach belegen. Das ließen die Kapazitäten aber nicht zu«, erzählt die 25jährige Studentin, »nur in der Philosophie war noch Platz.« So kam es, dass sie zusätzlich Philosophie und Ethik auf Lehramt studiert.

Da ihre Interessen eigentlich bei Kunst und Biologie liegen, war es nicht leicht für sie, in die Thematik einzusteigen. Hinzu kommt, dass Lea durch die zusätzlichen Seminare und Vorlesungen, Hausarbeiten und Klausuren zeitlich viel eingeschränkter ist. »Manchmal muss ich mehr

Zeit für die Philosophie aufbringen, obwohl ich sie lieber in die Kunst investieren möchte. Das ist ziemlich stressig, da man zum richtigen künstlerischen Arbeiten eigentlich unbegrenzt Zeit braucht. So kann man sich keinen Müßigang erlauben, den man manchmal braucht, um kreativ zu sein.«

Beiden Fächern gemein ist, dass sie im Vergleich zu anderen Studiengängen nicht so durchstrukturiert sind. Daher ist es besonders wichtig, einen eigenen Rhythmus zu finden und jedem Fach und jedem Projekt einen angemessenen Zeitraum einzuräumen. Auch wenn man sich manchmal dazu zwingen muss. Lea sieht das Ganze auch positiv: »Eine stärkere Begrenzung der Zeit kann man auch sehr produktiv nutzen, denn die Zeit, die man übrig hat, nutzt man viel intensiver. Man konzentriert sich mehr darauf, konstant an einer Sache zu arbeiten.« Durch das Doppelstudium hat Lea eine eigene Struktur für sich gefunden. Sie hat es geschafft, Kunst und Wissenschaft für sich zu vereinen.

»Es ist nie abzusehen, wovon wir lernen.«

Auch wenn es anfänglich Schwierigkeiten mit dem Lehramtsstudium gab und es eine Menge zusätzlichen Stress mit sich bringt, kann es für die Kunststudentin auch sehr befruchtend sein. »Ich kann die Erkenntnisse aus der Philosophie in die Kunst einbringen. Auf diese Art kann ich wissenschaftlich damit umgehen. Das ist ein Blickwinkel, der Künstlern oft fehlt, aber sehr interessant sein kann«, fasst Lea zusammen, »Es ist nie abzusehen, wovon wir lernen.« Das Philosophie-Studium ist also sehr bereichernd für Lea. Die Doppelbelastung durch die verschiedenen Studiengänge und die Fächer selbst stehen nicht, wie anfänglich vielleicht befürchtet, im Konflikt zueinander. Eigentlich ist es ein glücklicher Zufall der Kombination, und Lea kann ihre Zugehörigkeit zu zwei Hochschulen gut vereinen.

Doch man merkt schnell, dass ihr Herz an der Kunst hängt. Alles neu Erlernte versucht sie, in ihre Werke einfließen zu lassen und sie investiert auch mehr Zeit dafür. Dementsprechend identifiziert sie sich auch eher mit der Kunsthochschule, denn dort kann sie ihre wahre Leidenschaft ausleben. »Ich fühle mich ungebundener in der Kunst, aber verbundener mit der Kunst.«

Text und Foto: Julia Kloschkewitz





»Vita activa« von Stefan Merseburger. Zu sehen ist ein Bauarbeiter auf der Baustelle des Mensa-Neubaus vom Studentenwerk am Von-Seckendorf-Platz. Das Foto könnt ihr in der aktuellen Conspectus Jahresausstellung in der Harz Mensa sehen

»Ich will nicht jeden Mist spielen müssen.«

Die Theaterstudenten des »Studio Halle« sind mit ihrem Studium fast fertig und lassen die letzten Jahre Revue passieren.

Die wichtigste Schauspiel-Lektion? »Sich von sich selbst zu befreien«, antwortet Georg Strohbach (links im Bild), Schauspielstudent im vierten Studienjahr an der *Hochschule für Musik und Theater* in Leipzig. Er und Alois Steinmacher (rechts im Bild) sind zwei von insgesamt neun Schauspielstudenten am *Neuen Theater* in Halle. Seit zwei Jahren absolvieren sie hier ihren Praxisteil des Schauspielstudiums. Neben den regulären Theater-Aufführungen haben sie auch eigene Veranstaltungen organisiert, wie zum Beispiel den *Studioclub* im *Riff*. Zum Ende der aktuellen Spielzeit müssen sich die Neun dann aber eine neue Arbeit suchen: Dann schließen sie ihr Studium mit einer Diplomarbeit ab und sind auf sich selbst gestellt.

Mama, Papa, ich will Schauspieler werden!

Den Entschluss, Schauspieler zu werden, hatten die beiden bereits früh gefasst. Alois hat als Kind Gedichte auf den Geburtstagen seiner Eltern vorgetragen. Für ihn war klar: »Entweder Schauspieler oder Politiker – Hauptsache auf einer großen Bühne stehen.« Georg ist ganz klassisch über eine Theatergruppe zur Schauspielerei gekommen. Seine Eltern haben ihn voll und ganz bei der Entscheidung, Schauspieler zu werden, unterstützt: »Ich glaube, sie waren froh, dass ich was gefunden habe, was ich machen will.« Alois' Eltern hätten sich auch etwas anderes vorstellen können: »Meine Mutter meinte, ich solle lieber erstmal etwas Bodenständiges machen. Mein Vater fand es eigentlich gut.«

An ihre eigenen Vorsprechen vor vier Jahren können sich Georg und Alois noch gut erinnern. »Am Anfang wurde ich immer abgelehnt, weil ich viel zu verkrampft war. Dann habe ich irgendwann einen sportlichen Ehrgeiz entwickelt und eigentlich nur noch das gemacht, was mir selbst Spaß macht. Dann hat es auch geklappt«, erzählt Alois. Um an eine Theaterschule zu kommen, braucht man nicht unbedingt gute Noten, sondern man muss eine

Art Test bestehen. Ein typisches Vorsprechen besteht aus drei Runden. Für die erste Runde muss man unter anderem zwei Dialoge vorbereiten und vortragen. Für knapp die Hälfte der Bewerber ist danach bereits Schluss. In der zweiten und dritten Runde bekommt man dann neue Aufgaben und muss zum Beispiel auch improvisieren. Natürlich ist bei einem Vorsprechen die Aufregung groß. Deshalb ist es nicht ungewöhnlich, dass man bei den ersten Versuchen nicht immer genommen wird und sich zum Teil immer wieder bewerben muss. Für Alois und Georg hat es in Leipzig dann aber geklappt.

Wozu studieren? Ist doch eh alles nur Talent

Im Studium selbst lernen die Theaterstudenten dann Grundbegriffe des Schauspiels – einen »Bruch« oder mit mehr »Schärfe« zu spielen. »Talent trägt nur bis zu einem gewissen Punkt, irgendwann braucht man aber ein gewisses Grundhandwerk«, so Alois auf die Frage, ob es beim Schauspiel mehr auf handwerkliches Können oder Talent ankommt. Zum Schauspiel-Handwerk zählt neben einer Gesangs- und Sprecherausbildung – »ohne eine deutliche Sprache geht man einfach unter« – auch Konditionstraining. »Ganz besonders wichtig ist Fechten«, witzelt Georg. Neben der sportlichen Ausbildung gehört zum Konditionstraining aber auch die Erprobung der Psyche: »Wichtig ist, mit dem Probenrhythmus klar zu kommen und Kritik nicht zu persönlich zu nehmen. Und dass man sich und das, was man macht, als Arbeitsprozess begreift.« Theoretisches Arbeiten wird in den vier Jahren Schauspielstudium nur stiefmütterlich behandelt. Am Ende gibt es zwar eine Diplomarbeit, die ist aber für die Bewerbung um ein Engagement – eine Anstellung als Schauspieler – nicht wirklich ausschlaggebend. Alois fasst zusammen: »Es geht immer nur darum, wie man es umsetzt. Theorie gibt es eigentlich nicht. Es gibt eigentlich nur Wie mache ich es? Wie komme ich dahin, dass ich es schaffe?«

Fertig! Und nun?

Den größten Teil ihres Studiums haben die Theaterstudenten vom *Studio Halle* jetzt geschafft. Jetzt heißt es: Fleißig für die Intendantenvorspiele proben und dann noch häufig zum Vorsprechen gehen, um ein Engagement zu bekommen. Wenn man keine feste Anstellung bekommt, muss man sich als Schauspieler von einem Job zum nächsten hangeln. »Da ist die psychische Belastung groß, wenn man einen festen Wohnsitz hat und durch ganz Deutschland tingeln muss. Da sieht man seine Familie kaum«, gibt Georg zu bedenken. Er selbst hat aber schon eine Stelle in Aussicht: Ein Theater in Nordrhein-Westfalen hat ihm ein Engagement angeboten. Alois ist sich noch nicht sicher, ob er nach dem Studium direkt in ein Engagement geht: »Die ursprüngliche Idee kam ja vom Gedichte schreiben und vortragen.« Er will selbst auch Stücke sowie Drehbücher für Filme schreiben und inszenieren. In den letzten Mona-

ten hat er selbst gleich bei zwei Filmen Regie geführt und stand auch selbst noch vor der Kamera: Gemeinsam mit seinen Schauspielkollektiven und ein paar Medienstudenten hat er die Trash-Agenten-Komödie *Styler und Gyler Teil 1 und 2* gedreht. Trotzdem bereut Alois die Entscheidung nicht, ein Schauspielstudium angefangen zu haben: »Ich glaube, es war gut, dass ich das ganze Handwerk gelernt habe. Ich merke es auch selbst, dass ich ganz anders inszeniere als ein Regisseur, der nicht weiß, wie es ist, wenn man selbst da vorn steht. Ich glaube, das ist gut, und ich will ja auch spielen. Ich will nur nicht jeden Mist spielen müssen, der mir vor die Füße geworfen wird.«

Text: Tom Leonhardt

Fotos: Kerstin Klewitz

• Den ersten Teil von *Styler und Gyler* könnt Ihr im Netz unter www.cultureandart.de sehen.



Andere Länder, andere Sitten

Einheimische und ausländische Studenten berichten von ihren Erfahrungen als Austauschstudis in weltweit unterschiedlichen Hochschullandschaften.

Teil 4: Der Alltags in La Plata und Halle



Anne aus Halle in La Plata

Die Uni in Argentinien ist so eine Sache für sich: prinzipiell darf erst mal jeder kostenlos an der nationalen Universität studieren. Dementsprechend überfüllt sind dann auch die Vorlesungsräume, sowohl mit rauchenden Studenten als auch mit Hunden (in Argentinien darf wirklich JEDER studieren). Ein- bis zweimal pro Vorlesung kommt ein Bettler rein, unterbricht den Professor, um seine Leidensgeschichte vorzutragen, und bittet die Studenten um etwas Geld, welches diese auch bereitwillig geben. Wenn die Bettler verschwunden sind, kommen Vertreter mehrerer Studentenbewegungen, um Unterstützung für ihre Anliegen zu erbitten. Da wäre zum Beispiel die Forderung, dass die Mensa weiterhin bei 1 Peso pro Essen bleibt (ca. 20 Eurocent). Wenn man bedenkt, dass die Supermärkte in der Regel teurer als in Deutschland sind, ist das eine utopische Forderung, scheint aber bis jetzt zu klappen. Blöd nur, dass die Austauschstudenten das Fünffache bezahlen und ohne riesigen bürokratischen Aufwand gar nicht in die Mensa dürfen. Wenn dann auch diese Flutwelle an Störenfrieden den Raum verlassen hat, wird erst mal ein Mate herumgereicht. Für das ungeübte Auge ist der Mate ein Trinkgefäß aus Holz, gefüllt mit getrocknetem Gras (yerba), welches ständig mit heißem Wasser aufgegossen und dann durch einen Metallstrohalm genuckelt wird (und zwar *alle*, auch der Professor). Bis man das schlürfende Geräusch hört, welches in Deutschland ein absolutes No-Go ist.

Nachdem jeder im Raum einmal den Strohhalm im Mund hatte und sich die ungeübten Matetrinker die Lippen verbrannt haben, bleiben meist noch 5 Minuten der

Vorlesung, um sich die 200 Seiten Bücher und Texte zu notieren, die bis zur nächsten Woche in einem Copyshop am anderen Ende der Stadt kopiert und anschließend gelesen werden müssen. Beim Verlassen des 11-stöckigen Uni-gebäudes ohne Fahrstuhl stolpert man über die Farbtöpfe der Plakate-malenden Studenten endlich ins Freie.

Auch wenn die Argentinier viel und gerne frei haben, muss man ihnen zugestehen, dass sie sich für ihre eigene Literatur mehr interessieren als wir Deutschen für Goethe, Lessing oder Heinrich und Thomas Mann. Aber nicht nur in Sachen argentinischer Literatur sind sie informiert, manchmal bekommt man den Anschein, sie wissen auch von deutschen Philosophen, europäischer Geschichte und Geographie weit mehr als wir, obwohl uns vierzehn Flugstunden trennen. Das liegt wohl unter anderem auch daran, dass Europa immer noch und manchmal mehr als zuvor Vorbild in Sachen Technik, Wissenschaft, Kunst, Literatur und Wirtschaft darstellt. Obwohl wir uns an Lebensfreude und Gelassenheit noch einiges bei den Argentinern abgucken können, habe ich doch von ihnen gelernt, dass Deutschland gar nicht so schlecht ist, wie wir immer denken. Manchmal ist ein bisschen Organisation, ein recht gut funktionierendes Sozialsystem, eine stabile Währung, technische Fortschrittlichkeit und eine mehr oder weniger verlässliche Planung von Dingen etwas, wofür uns andere Nationen sogar beneiden. Das schönste Kompliment, was mir ab und zu ein Argentinier macht, ist jedoch folgendes: »Ich dachte immer, dass die Deutschen sehr kalt und ernst sind, aber du beweist das Gegenteil.« Mission erfüllt.

José aus Concarán in Halle



Este será mi tercer abril en esta ciudad; Halle era, en aquel entonces, no desconocida para mí porque ya la había visitado por un semestre en la segunda mitad del 2007. Lo que sí fue un problema en aquel momento fué el idioma y la condición para no poder comenzar inmediatamente con mis estudios de Economía, los cuales comencé en Córdoba (Argentina) e interrumpí cuando decidí venirme a Alemania.

Desde entonces me he dedicado a visitar diferentes cursos de alemán y después de varios intentos conseguí la invitación del Studienkolleg Halle para así, en febrero del corriente año, tener la posibilidad de ser un estudiante de la MLU.

Mi relación con los estudiantes en Halle es muy amplia: he conocido a muchos alemanes que se acercaron a los diferentes eventos culturales en el marco de América Latina, llevados a cabo por la fundación SI Halle, y con quienes han asistido regularmente en un ciclo de cine iberoamericano.

Después me encontré con los estudiantes que vienen de diferentes países de Latinoamérica; quienes visitaron escuelas alemanas en sus respectivos países y han decidido seguir sus estudios en Alemania.

El tercer grupo, no se si definirlo como estudiantes, pero bueno; sus matriculas así lo demuestran: son los chicos que vienen a hacer sus programas de Erasmus y quienes se dejan ver muy frecuentes en fiestas!

Los regulares encuentros con amigos en los comedores estudiantiles es algo que me gusta y a diferencia con la Mensa de la Universidad de Córdoba, es que allí solo encuentras un solo menú; el que muy probable consiste de carne vacuna. Así como por ley de oferta y demanda, no existe un plato extra para vegetarianos, porque ellos en Argentina son una gran «minoría».

Algo fascinante que encuentro en los alemanes es el «sentido» de la puntualidad. Por ejemplo: las clases de mi último curso de alemán comenzaban a las 7:45 A.M. y desde lunes a viernes. Mi profesor, que venía de otra ciudad, algo así como 100 Km. distanciada de Halle; no se como lo lograba, pero el llegó cada día en hora; sin importar cuanta nieve había en la ruta, o algún accidente de

autos, etc. cuando en mi caso fué lo contrario y regularmente tenía una buena tardanza. Molesto conmigo mismo, le pregunté: y usted como hace?; él me respondió con un tono orgulloso: La puntualidad, es algo que mis padres, en tiempos de la DDR me enseñaron!!

He tenido la posibilidad y el gusto de encontrar gente con mucho interés en el conocimiento de culturas suramericanas y en lo que respecta a Argentina; hay quienes aprenden a bailar tango argentino, conocen su literatura, están los fans del fútbol argentino, su historia de crisis económicas y lo que realmente me sorprende es lo rápido que aprenden a hablar el español.

Quines estuvieron en Argentina, no podrán olvidar la calidez de la su gente, las largas rondas de mates, el ritual del asado, las eternas discusiones de fútbol, el fernet con coca, sus hermosas mujeres, la cantidad y diferentes rincones naturales para visitar, etc.

En comparación con los alemanes, el argentino saluda con un/dos beso/s y abrazos aunque estas personas no se conozcan. Eso fué en principio un shock para mí cuando llegué a Alemania. El argentino es muy abierto desde el principio para conocer a nueva gente; lo que a veces es bueno y otras, puedes llevarte una gran decepción cuando realmente conoces a la persona.

Al cominezo sentí como una barrera, una gran distancia con los alemanes, pero con el tiempo esa diferencia se convirtió de algo negativo a una cualidad, y resulta que aquí es necesario un mayor tiempo para conocer a las personas, para así al fin lograr una gran amistad, la que será muy estable y sincera.

Gracias por tu atención!!

Foto: Mai Guzman

• Eine deutsche Übersetzung des Textes findest Du auf www.hastuzeit.de

Eine Bude zur Burg ausbauen – das fetzt!

Zwischen Joliot-Curie-Platz und Steintor soll aus einer Ruine das größte freie Theater Sachsen-Anhalts entstehen.

Man nehme einen vom Verfall bedrohten Gebäudekomplex, eine engagierte Nachbarin, einen kulturellen Verein, einige Theatergruppen, hier und da ein paar Künstler und Kulturbegiertere und mehrere Millionen Euro – fertig ist das größte freie Theater Sachsen-Anhalts.

Die Rede ist von der *Schauburg*. Sie soll auf dem ewig leerstehenden Gelände in der Großen Steinstraße 27/28 zu neuem Leben erweckt werden. Als eine Nachbarin – Petra Bredehorn-Mayr – das Gelände vor vier Jahren kaufte, um es vor dem Verfall zu bewahren, meldete sich der Verein zur Förderung der freien Kulturlandschaft Sachsen-Anhalts, um ein mutiges Nutzungskonzept vorzustellen. Die Pläne des Vereins sehen vor, dass in der *Schauburg* alle freien Theatergruppen aus Halle und Umgebung eine gemeinsame Spielstätte erhalten. Dazu soll nicht nur der ehemalige Kinosaal ausgebaut werden, sondern es sollen auch Künstlerwohnungen, ein Probenhaus und eine Galerie auf dem Areal entstehen. Weitere Vorstellungen sehen eine Dachterrasse, einen Klub und eine dauerhafte Herberge für die Kabarettisten *Die Kiebitzensteiner* vor.

Die drei bis vier Millionen Euro – die bis dato angesetzt waren – sollen von diversen Stiftungen, Sponsoren und privaten Spendern eingebracht werden. Mit den ersten Geldern sollte das Gebäude bis zum Januar 2011 so weit auf

Vordermann gebracht werden, dass kleinere Veranstaltungen bereits Zuschauer und (potentielle) Sponsoren in die *Schauburg* locken können. Ein Rundgang auf dem Gelände des alten Gebäudekomplexes macht schnell eines deutlich: die selbstgesetzten Bauvorgaben für eine frühzeitige Nutzung der Anlage wurden nicht eingehalten.

Ortsbegehung

Den Bauzaun hinter mir lassend, stapfe ich durch tiefen Schnee, links und rechts von mir die Seitentrakte der u-förmigen, maroden Anlage. Nach einigen Metern bleibe ich stehen, vor mir das Portal zum Hauptgebäude, zwei mächtige Betonpfeiler säumen die schweren Holztüren. Von der einstmaligen Monumentalität und burgenhaften Ausstrahlungskraft ist kaum etwas zu erkennen, daher ist im Moment wohl eher von einer Schaubude als von einer Schauburg zu sprechen.

Um mich herum vom Verfall geprägte Häuser. Nur ein kleiner Teil des rechten Seitentraktes lässt sichtlich erkennen, dass sich hier etwas tut. Neue Fenster, frischer Putz, ein überdachter, moderner Eingang inklusive spärlicher Beleuchtung – die Rollläden im Erdgeschoss sind heruntergelassen. Darin sollen die Künstlerwohnungen entstehen und bereits Ende März bezugsfertig sein. An das Wohnhaus schließt ein weiteres, baufälliges Gebäude an. Keine Fenster, nur Öffnungen in der Wand, durch die man heruntergerissene Balken im Inneren sehen kann, löchriger Putz und eine Eingangstür, die nicht zum Betreten einlädt. Irgendwann soll das einmal ein Probenhaus sein. Irgendwann.

Endlich tritt jemand in meine noch sichtbaren Fußstapfen durch den Schnee und bereitet meinem Warten ein Ende. Schwere Stiefel, langer dunkler Ledermantel, ebenso dunkle, längere Haare nach hinten zum Zopf gebunden, Brille und ein freundliches Lächeln bringt er mit – Nico Käfer, Vorsitzender des erwähnten Vereins. Wir zögern nicht lange und betreten das Hauptgebäude samt großem Saal. Wir



steigen über Kabel, Holzleisten und quetschen uns durch einen Nebeneingang in die Empfangshalle der *Schauburg*. Langsam lässt sich etwas vom alten Zauber vergangener Tage erahnen – in den Wänden und Decken schlummern immerhin die Geister eines ehemaligen Zirkus, einer Indoor-Radrennbahn und eines Kinos.

An Geister glaubt Nico Käfer nicht, aber anscheinend an Wunder. Voller Stolz führt er mich herum, verweist auf die alte, kaum erkennbare Malerei an der fünf Meter hohen Decke des Foyers, zeigt mir erhaltene Reste des Marmors, der einst die Wände verzierte, Teile der alten Stuckdecke und deutet auf in der DDR eingezogenen, zusätzlichen Decken und Wände, die weg müssen. Über die auffallend gut erhaltene Treppe – ebenfalls aus Marmor – gelangen wir vom Foyer hoch auf die Sitzränge. Die Wände auf dem Weg dorthin sind von gefrorenem Wasser überzogen, ähnlich einer Glasur, was aber nichts anderes bedeutet als: das Dach ist noch nicht gedeckt. Als wir am Rand der Empore stehen, bin ich das erste Mal beeindruckt und kann Nicos Begeisterung nachvollziehen. Die Größe und Schönheit des Saals laden zum Träumen ein und schreien nach dem Wunsch, hier einmal im Publikum zu sitzen. Im Moment jedoch hab ich das Gefühl, ich könnte durch den Einsturz des Ganzen aus meinem Traum gerissen werden, und wir treten den Rückzug an.

Auf dem Boden der Tatsachen

Die Erklärung, warum bisher keine Veranstaltungen stattgefunden haben, liegt nun auf der Hand: In der *Schauburg*

ist noch lange nichts so weit, wie man es sich vorgenommen hatte. Zwar behinderten Schneefall und Witterungsbedingungen der vergangenen Wochen die Bauarbeiten, spricht man jedoch mit den Initiatoren, dann zeigt sich das größte Problem – das Geld.

Es mangelt an Sponsoren und Spendengeldern. Dabei sind es nicht nur die großen Summen, die fehlen. Jede noch so kleine Spende würde im Moment helfen, um beispielsweise den bürokratischen Aufwand zu bewerkstelligen, der hinter dem Großprojekt steckt. Aktuelle Ereignisse verschlimmern die Lage erheblich: Was vor kurzem noch Hoffnungsträger waren, sind mittlerweile nur noch marode Eisenträger. Nach der Prüfung durch Statiker erweist sich die vermeintlich gut erhaltene Bausubstanz als einsturzgefährdet – die Eisenträger müssen nachgebessert werden. Die anfänglich geschätzten Baukosten in Höhe von drei bis vier Millionen Euro haben sich verdoppelt.

Und weil das nicht genug ist, pfeift es von den Dächern, dass die *Kiebitzensteiner* sich ein eigenes Nest bauen wollen. Sie ziehen es vor, in das Gebäude des alten Puppentheaters im Mühlweg zu ziehen. Für die *Schauburg* bedeutet das: käme es irgendwann zum Spielbetrieb, würde der Fortgang der Theatergruppe für erheblichen Einnahmeverlust sorgen.

»Die Umsetzung des Projekts wird nun schwerer, aber nicht unmöglich!«, gibt mir Käfer standhaft und optimistisch zu verstehen.

Text: Philipp Schreiner
Fotos: Daniel Meißner



»Staatliche Kultur bekommt zu viel Geld«

hastuzeit sprach mit Nico Käfer, dem Vorsitzenden des Vereins zur Förderung der freien Kulturlandschaft Sachsen-Anhalts über das Projekt Schauburg und die hallische Kulturlandschaft.

Kommen wir direkt zum Schwerpunkt: Warum bekommt das Projekt Schauburg keine Spendengelder?

Die Menschen müssen erst einmal daran glauben. Im Moment glaubt niemand daran, weil noch nichts passiert. Für die Leute ist es schwer zu spenden, solange nichts zu sehen ist.

Wie will man der Tatsache, dass so schnell auch nichts zu sehen sein wird, entgegentreten?

Wir wollen so schnell wie möglich das Foyer herrichten und einen Schautag veranstalten, an dem wir Interessierte über das Gelände führen. Zusätzlich wollen wir alles, was an Originalen erhalten geblieben ist und zu retten war, zeigen. Das heißt Teile der alten Stuckdecke, die Marmor-Wandverkleidungen und die Toiletten.

Du warst früher für Public Relations, Eventmanagement und als Schauspieler in der Theaterle tätig, die bekanntermaßen Insolvenz anmelden musste. Warum wird das Projekt Schauburg funktionieren?

Künstler sind nicht in der Lage, solch eine Einrichtung vernünftig zu führen. Man kann nicht auf der Bühne stehen und gleichzeitig versuchen, so ein Ding zu machen. Wir verstehen uns eher als Verwalter und stellen nur die Räume, das Personal und die Logistik zur Verfügung.

Aber das größte Problem stellten in der Theaterle scheinbar die immensen Betriebskosten dar.

Drei bis fünf Prozent des Geldes, welches die Menschen in und um Halle derzeit bereit sind, für Kultur auszugeben, reicht, um die Schauburg zu finanzieren.

Und was die Heizung angeht, so werden wir erst mal Feldöfen der schwedischen Armee aufkaufen. In denen kann man alles verheizen: Diesel, Pflanzenöl, Kerosin, Benzin, Heizöl, Holz, einfach alles. Und sie haben eine gute Wärmeeffizienz und stoßen kaum Abgase aus.

Davon ausgehend, dass es zur Eröffnung kommt – warum braucht Halle und die hiesige Kulturlandschaft die Schauburg?

Wenn man den Bürgern einer Stadt nur Staatstheater vorsetzt, kann man auch das Ein-Parteien-System wieder einführen. Die staatlichen Theater spielen am Rezipienten vorbei. In unserer pluralistischen Gesellschaft ist die Etablierung eines freien Theaters zwingend notwendig, um den staatlichen Theatern etwas entgegensetzen zu können.

Und was will man entgegensetzen?

Was wir brauchen, ist ein bodenständiges Theater, das uns Geschichten erzählt. Halles Theaterbesucher haben den Wunsch nach mehr Konvention und klassischen Stücken. Staatliche Kultur bekommt zu viel Geld. Und mit diesem Budget werden absurde Inszenierungen auf die Beine gestellt. Man liefert dem Publikum zu skurrile und experimentelle Stücke.

Interview: Philipp Schreiner

Foto: Jan Jankowski



Nico Käfer plant die Geschicke der Schauburg

Survival of the poorest

Trotz BAföG-Erhöhung erinnern die Geldbestände der meisten Studenten an die schönen, weiten, aber leeren Steppen der brandenburgischen Einöde. Da den Studenten mit der Einführung der modularisierten Studiengänge endgültig die Fähigkeit zum selbstständigen Denken genommen wurde, sahen wir uns gezwungen, alle studentischen Möglichkeiten, an Geld zu kommen, alphabetisch zu ordnen und den Massen zugänglich zu machen.

Illustrationen: Susanne Wohlfahrt



Muttis Kühlschrank plündern – hier gibt's sicher mehr zu holen als Gut und Günstig Produkte und man kann sich richtig satt essen.



Ofen mit den nie gelesenen Mitschriften des vergangenen Semesters befeuern.



»Nachtquartier für kleines Geld zu vermieten« als Anzeige auf WG-Gesucht schalten und dann die drei Quadratmeter Abstellkammer als Schlafplatz für Münchener vermieten, die es nicht anders kennen.



Nie gelesene Bücher, die man jedes Semester treudoof gekauft hat, an jüngere, genauso treudoofe Studenten verkaufen.



Nachts den Pfandpiraten Konkurrenz machen und die 25 Cent Flaschen wegschnappen.



Lästige Reklamehefte aus den Briefkästen der Nachbarn angeln und das Altpapier bei Papierbanken zu Barm machen – füllt nicht nur die Brieftasche, sondern erfreut zugleich die Nachbarn.

• Fortsetzung folgt. Hast auch Du einen unerhörten Gedanken, wie Deine Kommilitonen finanziell über die Runden kommen können? Dann schick ihn an uns, vielleicht findet er sich im nächsten Heft wieder: redaktion@hastuzeit.de.

Vorhang auf für . . .

... Theatergruppen, Galerien und andere Kulturprojekte, die die Stadt Halle zu bieten hat. Teil 2: Vereinsgalerie Sünf Sinne.

Galerie Sünf Sinne – wer steckt dahinter?

In etwa 26 Vereinsmitglieder, die durch die Liebe zum Kreativen miteinander verbunden sind. Die Galerie *Sünf Sinne* wurde bereits am 21.10.1990 gegründet, wechselte mehrmals ihren Standort und wurde trotz finanzieller Schwierigkeiten aus ideellen Gründen stets weiterbetrieben.

Wer darf in der Galerie ausstellen?

Bei uns sind sowohl Künstler als auch Quereinsteiger willkommen. Außerdem arbeiten wir eng mit der Kunsthochschule Halle zusammen und suchen dort auf der Jahresausstellung nach studentischen Talenten, denen wir dann anbieten, bei uns auszustellen.

Was bekommt der Besucher einer Ausstellung der Galerie geboten?

Der Besucher bekommt vor allem Abwechslung geboten. Zum einen durch das breite Spektrum an Künstlern, zum anderen durch den monatlichen Wechsel von Malerei, Plastik und Grafik. Durch unsere Zusammenarbeit mit dem Musikzweig des August-Hermann-Francke-Gymnasiums wird der Galeriebesucher außerdem bei Ausstellungseröffnungen von musikalischer Umrahmung begleitet.

In einer perfekten Welt – wie fühlen sich die Besucher nach einem Besuch eurer Ausstellung?

Getreu unseres Namens – Galerie *Sünf Sinne* – sollte der Besucher die Ausstellung mit all seinen Sinnen wahrnehmen. Gemeint ist hier auch, dass er zum Denken und Fühlen angeregt wird. Der Zuschauer sollte so viel wie möglich aufgenommen und an sich rangelassen haben.

Interview: Sabine Paschke

Fotos: Jan Jankowski



- Ihr wollt mehr zur Vereinsgalerie Sünf Sinne lesen? Termine und Eindrücke von der aktuellen Ausstellung »Unterwegs« findet Ihr unter www.hastuzeit.de

hastuzeit 35



Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Wir wetten . . .

... dass es sich wieder lohnt, ein Exemplar des neuen 213magazins zu ergattern. Ausgabe vier erscheint unter dem Namen »Die Wette« und ist ein zweifarbiger Siebdruck, handgebunden auf 58 Seiten. Es ist eine Zusammenarbeit der Studenten der Kunsthochschule Halle und der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Wer eines der 100 Exemplare möchte, kann es hier bestellen: info@213magazin.de

Das Auge isst mit

Seit dem 27. Januar bekommt Ihr in der Harz-Mensa zur sättigenden Portion für den Magen auch etwas zum Anschauen – der Photoclub *Conspicuous* hat seine neue Jahresausstellung eröffnet. Die besten Werke aus dem letzten Jahr aus den Bereichen Landschafts-, Architektur-, Street- und Reisefotografie bis hin zu unkonventionellen Portraits sind hier vertreten und laden zu einem kleinen Rundgang durch die Mensa ein.

Offene Hochschule

Gemeinsam mit der Martin-Luther-Universität und der Kunsthochschule Halle arbeitet die Stadt Halle an der Kampagne *OpenUniverCity – offene Stadt für offene Menschen*. Unter diesem Motto findet am 9. und 10. April der Stadt- und Hochschulinformationstag statt. Auffällig ist, dass Plakate, Aufkleber und die Homepage in dreidimensionaler Ausführung gestaltet wurden. *OpenUniverCity* ist Teil des Projektes *Studieren in FernOst* der Hochschulinitiative Neue Bundesländer und soll zeigen, dass Halle eine interessante Kulturstadt mit tollen Hochschulen ist. Wer mehr darüber wissen möchte, sollte sich eine 3D-Brille schnappen und auf der Homepage der Kampagne www.openuniversity.de vorbeischaun.

Smartphone-Snack

Für hungrige Studenten, die sich mittags zwischen Vorlesung und Seminar schnell für ein leckeres Mahl in einer der neun hallischen Mensen und Cafeterias entscheiden müssen, gibt es jetzt den Smartphone-Speiseplan für unterwegs: die kostenlose Mensa-App des Studentwerks Halle. Wer vor lauter Hunger nicht mehr weiß, wo die Lieblingsmensa liegt, kann sich auch den Weg dorthin beschreiben lassen. Entwickelt wurde die Anwendung von Studierenden der Kunsthochschule Halle nach einer Idee des Design-Studenten und Workshop-Trainers Martin Kutter.

hastuzeit im Abo

- Für alle Lese-Fans gibt es seit einiger Zeit die Möglichkeit, die *hastuzeit* zu abonnieren. Um den studentischen Geldbeutel zu schonen, bieten wir 100 Gratis-Abos an.
- Zu bestellen unter: www.hastuzeit.de

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an pinnwand@hastuzeit.de und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

hastuzeit 35